1,20 DM / Band 69

BASTEI

Neuer Roman

# PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



# Das Gericht der Toten

von Robert Lamont

Fr 1,50




# Das Gericht der Toten

**Professor Zamorra Nr. 69**

*von Hans Wolf Sommer*

*erschienen am 08.02.1977*

# Das Gericht der Toten

In stummer, ohnmächtiger Verzweiflung schwebte er unsichtbar über seinem Leichnam.

Seit fast dreitausendfünfhundert Jahren.

Dreitausendfünfhundert Jahre Warten.

Dreitausendfünfhundert Jahre Hoffnung.

Dreitausendfünfhundert Jahre Enttäuschung.

Sein Haß und sein Rachedurst allein konnten den Fluch nicht lösen, konnten den Berg nicht versetzen.

Eines Tages jedoch…

Er wartete weiter und hoffte.

Und der Haß und der Rachedurst brannten in ihm heißer als die Sonne des Gottes.

Wie ein roter Feuerball stand die Sonne über dem Berg und schleuderte unbarmherzig Hitzepartikel zur Erde. Der schroffe Fels war heiß wie eine Herdplatte. Kein Windhauch bewegte die glutgeschwängerte Luft, die allem Lebenden das Wasser aus den Poren zog.

Aber die drei Männer an der Westflanke des Hügels bemerkten die Schweißtropfen gar nicht, die ihnen über Gesicht und Körper rannen. Wie gebannt standen sie da und starrten auf die Spalte, die dunkel aus dem Kalkgestein hervortrat.

»Recht hast du gehabt, Schaaban«, sagte der Älteste von ihnen, ein Fellache mit zahllosen Falten im sonnengegerbten Gesicht. »Dies könnte in der Tat der Eingang zu einem Königsgrab sein.«

Der Angesprochene, ein scharfgesichtiger Mann, aus dem die Energie der Jugend sprach, nickte enthusiastisch.

»Ich wußte es, Ahmed«, jubelte er.

»Ich wußte es!«

Der dritte Mann, altersmäßig zwischen den beiden anderen einzuordnen, machte eine zweifelnde Miene.

»Aber wieso?« fragte er ungläubig.

»Wieso hat man es bisher nie gefunden? Unzählige Schatzsucher und Archäologen haben jeden Quadratmeter des Berges abgesucht. Man hätte diesen Eingang längst finden müssen.«

Ahmed lächelte wissend. »Du vergißt die Erdstöße der letzten Tage, Said. Tausende von Jahren hat Geröll den Eingang geschützt. Das Beben jedoch hat den Berg geschüttelt und den Spalt sichtbar gemacht.«

Schaaban wurde ungeduldig.

»Worauf warten wir noch?« drängte er. »Steigen wir hinab. Ich habe bereits eine Steinprobe vorgenommen. Der Schacht ist etwa fünfzehn Meter tief.«

Der alte Mann bekundete sein Einverständnis, und dann trafen die drei Fellachen aus dem nahegelegenen Dorf El Ubari ihre Vorbereitungen.

Die Schlinge eines langen Nylonseils wurde um eine vorspringende Felsnase gelegt und festgezurrt. Die mitgebrachten Gerätschaften, Taschenlampen, Spiegel, Hämmer, Spitzhacken, Spaten, wurden bereitgelegt.

»Wer macht den Anfang?« fragte Ahmed.

»Ich!«

Schaaban wartete die Zustimmung der anderen gar nicht ab.

Der junge Fellache nickte seinen beiden Begleitern zu. Dann ließ er seine Beine über den Rand der gut zwei Meter breiten Spalte gleiten und packte das baumelnde Seil mit beiden Händen.

»Wünscht mir Glück«, sagte er.

Anschließend hangelte er sich in die Tiefe hinab. Die Erdröhre erwies sich als verblüffend glatt. Kein Felsvorsprung, kein Grat behinderte sein Vorwärtskommen.

Schließlich fanden seine Füße wieder Kontakt mit festem Untergrund.

»Ich bin unten«, rief er seinen Freunden zu. Seine Stimme klang dabei eigentümlich hohl.

Schaaban fingerte nach der Taschenlampe und knipste sie an. Er ließ den Lichtkegel über den Boden wandern.

Zuerst war er bitter enttäuscht. Er hatte einen Gang erwartet, einen Gang, der waagerecht in den Berg hineinführte. Aber er sah keinen Gang. Nur Felsbrocken, die ihn von allen Seiten umringten.

Dann aber kam ihm die Erleuchtung. Das Geröll, das den Schachteingang verdeckt hatte, war nach unten gepoltert, versperrte zwangsläufig jede Abzweigung.

Schaaban ging in die Knie, um besser sehen zu können. Ja, so mußte es sein.

Zwischen den Gesteinsbrocken ballte sich die Dunkelheit, ließ sich auch durch den Lichtschein der Lampe ihre Geheimnisse nicht entlocken. Zuerst mußte das Geröll zur Seite geräumt werden.

Und dann…

Wenig später waren auch Said und Ahmed zu ihm heruntergekommen.

Vorher noch hatte sie die benötigten Gerätschaften abgeseilt. Gemeinsam machten sich die drei Fellachen daran, die Felsbrocken zur Seite zu räumen. Die Arbeit erwies sich als schwierig, denn im Schacht herrschte eine drangvolle Enge, und die Steine waren zentnerschwer. Nach einer Weile jedoch war es ihnen gelungen, eine Öffnung zu schaffen, durch die sie sich hindurchzwängen konnten.

Ein langgestreckter Gang lag vor ihnen, viel zu lang, um sein Ende mit den Taschenlampen ausleuchten zu können.

Der Gang war einen guten Meter breit und wies eine Kopfhöhe auf, die nicht einmal achtzig Zentimeter betrug. Im Schein der Taschenlampen sahen sich die Männer an. Eine gewisse Unsicherheit hatte sie befallen, ließ sie zögern, in die Dunkelheit einzudringen, in der sie nur kriechend vorwärtskommen konnten. Aber dann gab sich Schaaban einen Ruck, ging in die Knie und schob sich in den Gang, die brennende Taschenlampe in der ausgestreckten Hand.

Entschlossen kroch er in den Berg hinein, gefolgt von seinen beiden Freunden.

Der Gang schien kein Ende zu nehmen, schien sich bis in alle Ewigkeit fortsetzen zu wollen. Schaaban kam sich vor wie ein gefangenes Tier.

Dann, ganz plötzlich, verbreiterte sich der Kriechgang und gewann

auch an Höhe. Schaaban konnte aufrecht stehen. Im Schein der Lampe erkannte er, daß sie sich jetzt in einer Art Kammer befanden. Rechts und links türmten sich die roh behauenen Wände des Felsens. Vor ihnen jedoch ragte eine Mauer auf. Eine künstliche Mauer, erbaut mit Ziegeln aus Nilschlamm.

Was mochte sich dahinter verbergen?

Ahmed, der Alte, der Erfahrene trat vor. Er hatte vorgesorgt, hatte sich die Mühe gemacht, einen schweren Hammer mit sich zu schleppen.

Mit ernstem Gesicht überreichte er Schaaban das wuchtige Schlagwerkzeug.

»Du bist kräftiger als ich, Schaaban«, sagte er. »Und es ist deine Entdeckung.«

Zögernd nahm Schaaban den Hammer entgegen. Wieder überkam ihn die Unsicherheit, die leise Furcht vor dem Außergewöhnlichen, dem Unbekannten.

Dann schüttelte er sich innerlich, holte weit mit dem Hammer aus und ließ ihn gegen die Ziegel krachen. Die Mauer war brüchig. Der Zahn der Zeit hatte die Bindungskraft des antiken Mörtels ausgehöhlt. Bereits der erste Schlag zeigte Wirkung, rang der Mauer einen Staubwirbel ab. Wieder und wieder schlug Schaaban zu. Die Ziegel lösten sich aus dem brüchigen Verbund, polterten in Bruchstücken auf den Boden herab. Ein breites Loch entstand in der Wand.

Diesmal war es Ahmed, der den nächsten Schritt tat. Er steckte den Kopf durch die geschaffene Öffnung und leuchtete mit der Taschenlampe hinein.

Die Grabkammer des Pharao lag vor ihm.

***

»Na, Mr. Fleming, was sagen Sie?« Bill Fleming, der junge, blonde Kulturhistoriker sagte zuerst einmal gar nichts. Fasziniert blickte er auf den steinernen Sarkophag hinab, der zu seinen Füßen stand.

Er war ein Mann, dem es die altägyptische Kultur stets besonders angetan hatte. Demgemäß kannte er sich aus mit den Relikten der Pharaonenzeit. Auf Anhieb hätte er schwören mögen, daß dieser Sarkophag echt war. Das augenscheinliche Alter des Steinsargs, die in Seitenwände und Deckplatte eingemeißelten Reliefs, die ungeheuer echt wirkenden Hieroglyphen – all dies machte einen so authentischen Eindruck, daß es ihm schwerfiel, an eine jener zahlreichen Fälschungen zu glauben, die kundige Spezialisten sammelwütigen Millionären unterjubelten.

Audi Robert T. Seymour, seines Zeichens einflußreicher Ölindustrieller, war ein solcher sammelwütiger Millionär. Im Gegensatz zu den meisten seiner Gesinnungsfreunde ließ er sich

jedoch nicht so leicht täuschen, obgleich sich seine Sachkenntnisse in engen Grenzen hielten. Wie im Geschäftsleben hatte Seymour beim Erwerb seiner Sammelobjekte einen sicheren Instinkt, und auch diesmal schien ihn sein Instinkt nicht getäuscht zu haben.

»Wo haben Sie das her, Mr. Seymour?« fragte Bill und sah den schwergewichtigen, grauhaarigen Mann mit den listigen Augen scharf an.

Seymour schmunzelte. »Sammlergeheimnis, Mr. Fleming. Sie werden nicht erwarten, daß ich Ihnen meine Quellen verrate, oder?«

Nein, das erwartete Bill eigentlich wirklich nicht. Er wußte, daß es einen grauen Markt für archäologische Kostbarkeiten gab. Immer wieder stießen Einheimische in allen alten Kulturländern auf Zeugnisse der Vergangenheit, zufällig oder bewußt danach suchend. Und obgleich sämtliche Regierungen das Verschieben der Fundstücke unter strenge Strafe gestellt hatten, wanderten die Objekte doch immer wieder in dunkle Kanäle und wurden heimlich außer Lande gebracht, um dann eines Tages in den Sammlungen reicher Liebhaber wieder aufzutauchen.

Robert T. Seymour hatte schon so manchen glücklichen Fischzug gelandet, und stets hatte er seinen Bekannten, den anerkannten Fachmann Bill Fleming gebeten, ein Werturteil über seine Neuerwerbungen abzugeben. Bill war nicht unbedingt ein Freund des grauen Marktes, aber er besaß genug Sinn für die Wirklichkeit, um klar zu erkennen, daß gegen solche Praktiken nun mal kein Kraut gewachsen war. Außerdem kam er auf diese Weise unmittelbar mit Kostbarkeiten in Berührung, die er sonst wahrscheinlich niemals zu Gesicht bekommen hätte.

So wie beispielsweise mit diesem Sarkophag hier, den Seymour im Privatmuseum seiner Villa in Richmond aufgestellt hatte.

Interessiert beugte er sich vor, um Relief und Inschriften genauer unter die Lupe nehmen zu können. Sein Herz schlug einen Takt schneller, als ihm klar wurde, daß die in den Stein eingemeißelte Figur mit größter Wahrscheinlichkeit einen Pharao darstellte. Krummstab und Peitsche, die Insignien der Königswürde, ließen eigentlich gar keinen anderen Schluß zu.

Der Sarkophag eines Pharaos!

Bill wußte, daß schon viele Königsgräber geöffnet und die toten Herrscher aus ihrer letzten Ruhe gerissen worden waren.

Wer mochte in diesem steinernen Sarg liegen?

Am Fuße der Deckelplatte befand sich eine Hieroglypheninschrift, die er zu entziffern vermochte.

Neferptah!

»Hm«, machte Bill.

»Was heißt ›hm‹ Mr. Fleming? Haben Sie ein Haar in der Suppe

gefunden?«

»Ich weiß nicht«, antwortete Bill.

»Allem Anschein nach handelt es sich hier um den Sarkophag eines Königs. Nur…«

»Nur?«

»Neferptah! Es hat nie einen Pharao dieses Namens gegeben.«

Die Röte trat in das Gesicht des Millionärs.

»Schwindel also?« bellte er.

Bill antwortete nicht. Er ging in die Hocke und studierte die an den Seitenwänden angebrachten Hieroglyphen.

Zu seiner Verwunderung stellte er fest, daß die Inschriften nicht wie gewohnt eine Art Rechenschaftsbericht über das Wirken des Verstorbenen zu seinen Lebzeiten beinhalteten. Und auch der übliche Segen der Götter für eine sichere Überfahrt ins Totenreich des Osiris wurde nicht erfleht. Statt dessen las er einen ungewöhnlichen Spruch, der eigentlich nur als Warnung verstanden werden konnte: *Du, Unwissender, der du das Gefängnis des verfluchten Königs findest, laß ab von deinem törichten Beginnen, sein Antlitz zu schauen.*

*Nie wird es dir gelingen, den Bann zu brechen, der auf ewig ihn bindet.*

*Du aber, der du eingeweiht bist in das Geheimnis der Magie, sei gewarnt, das Siegel des Schutzes zu erbrechen.*

*Ausfahren wird er, der Kaa des verfluchten Pharao und verschlingen dich mit Haut und Haar.*

»Ist was, Mr. Fleming?« fragte Seymour. »Sie sehen ja auf einmal ganz komisch aus.«

Bill richtete sich auf.

»Sagen Sie, Mr. Seymour, haben Sie bereits versucht, den Sarkophag zu öffnen?«

»Seltsam, daß Sie mich das fragen«, antwortete Seymour.

»Wieso?«

Der Industrielle lächelte etwas schief. Er machte eine weitausholende Handbewegung und wies auf die überall aufgestellten archäologischen Schätze. Statuen, fast ausschließlich in »angeschlagenem« Zustand, Vasen, Krüge, Masken, Kultgegenstände aus Stein und Metall…

»Sehen Sie sich um, Mr. Fleming. Jedes dieser Stücke hat ein kleines Vermögen gekostet. Und jedes Stück habe ich einzeln erworben. Die Schwarzhändler lieben es nicht, ihre Funde in kompakter Form unter die Leute zu bringen. Einzelobjekte bringen einen viel höheren Preis. Können Sie mir folgen?«

Bill nickte stumm.

Seymour sprach weiter: »Sie wissen so gut wie ich, daß die wahren Schätze eines Pharaonensarges in seinem Inneren verborgen sind. Gold und Edelsteine im Überfluß. Denken Sie nur an Tutench-Amon. Mit Sicherheit lassen sich auch im Inneren dieses Sarkophags

unermeßliche Schätze finden. Und dennoch war mein Zwischenhändler froh, mir das Ding so verkauft zu haben, wie Sie es da sehen. Zu einem Preis, der zwar hoch, aber doch nicht gerade phantastisch war. Und wissen Sie auch, warum das so ist? Weil bisher niemand in der Lage war, das Ding aufzubekommen und die verborgenen Schätze zu heben. Sagen Sie mir, Mr. Fleming, wie kommt es, daß Sie direkt auf den richtigen Trichter gekommen sind?«

Bill übersetzte ihm die Hieroglypheninschrift. Anschließend wiederholte er seine Frage, ob auch Seymour selbst schon Öffnungsversuche unternommen habe.

»Ja, habe ich«, bejahte der Millionär. »Allerdings ohne jeden Erfolg. Versuchen Sie es doch selbst mal, Mr. Fleming.«

Der Kulturhistoriker beugte sich abermals über den Sarkophag.

Deutlich war die Rille zu erkennen, an der Deckel und Seitenwände zusammengefügt worden waren. Er versuchte den Deckel anzuheben, aber der gab nicht den Bruchteil eines einzigen Millimeters nach. Und sicherlich war es nicht das schiere Eigengewicht des Deckels, der hieran die Schuld trug.

Elefantenkleber? fragte sich Bill, der kein sonstiges mechanisches Hemmnis entdecken konnte. Durchaus möglich, daß die alten Ägypter über einen äußerst leistungsfähigen Steinkleber verfügt hatten. So recht wollte er an diese Möglichkeit aber nicht glauben.

»Hammer oder Säge gefällig?« erkundigte sich Seymour.

Bill war regelrecht geschockt. Wie konnte man nur auf den Gedanken kommen, einem solchen unschätzbaren Wertstück mit zerstörerischer Gewalt zu Leibe zu rücken. Seymour war ein Barbar.

Erneut ließ er seine Hände über den Stein gleiten. Erst jetzt wurde ihm richtig bewußt, was ihm eigentlich schon bei der ersten Berührung unterschwellig aufgefallen war. Der Steinsarg war kalt wie Eis, ließ den Frost schleichend in die Glieder ziehen.

Und noch etwas fiel ihm jetzt auf. Ein kaum sichtbarer, ganz schwacher Lichtschleier hüllte den Sarkophag von allen Seiten ein wie eine geheimnisvolle, unirdische Aura.

Gedankenvoll trat er wieder an Seymours Seite. Zu seinem Entsetzen erkannte er, daß der Millionär tatsächlich einen Hammer in die Hand genommen hatte.

»Mr. Seymour, das ist nicht Ihr Ernst!« entrüstete er sich.

»Keine Bange, Mr. Fleming. Es wird nichts geschehen.«

Dann ging Seymour auf den Steinsarg zu, holte weit aus und schlug hart zu. Automatisch schloß Bill die Augen.

Als er sie wieder öffnete, um den Schaden in Augenschein zu nehmen, mußte er jedoch erkennen, daß der Hammerschlag dem Stein nicht das geringste ausgemacht hatte. Nicht das kleinste Eckchen war aus dem Stein herausgebrochen.

»Hier, probieren Sie es selbst mal«, forderte ihn der Ölindustrielle auf und drückte ihm den Hammer in die Hand.

Zögernd nahm Bill das Werkzeug entgegen. Dann hieb er kurz entschlossen und mit leicht blutendem Herzen zu.

Das Ergebnis war verblüffend. Eigentlich hatte er erwartet, sich die Finger zu prellen. Aber nichts dergleichen geschah. Er hatte das Gefühl, auf Gummi zu schlagen, von dem der Hammer geschmeidig zurückfederte. Er wiederholte den Versuch, ohne daß sich an seinen Eindrücken etwas änderte.

»Wie Gummi nicht wahr, Mr. Fleming?«

»So kann man es ausdrücken.«

»Mit Steinsäge, Bohrer oder Laser sieht es auch nicht anders aus«, erläuterte Seymour. »Vielleicht sollte ich es mal mit einer mittleren Atombombe versuchen.«

Bill studierte noch einmal die geheimnisvolle Hieroglyphenbotschaft.

»Nie wird es dir gelingen, den Bann zu brechen«, zitierte er nachdenklich.

»Haben Sie eine Erklärung, was das bedeuten soll, Mr. Fleming?«

Der Kulturhistoriker hatte eine Erklärung. Allerdings eine, die ihm ganz und gar nicht gefallen wollte, da sie seinem naturwissenschaftlich geschulten Geist zuwiderlief.

Dennoch sagte er: »Magie!«

Seymour lachte auf. Aber seine Stimme klang eigentlich gar nicht belustigt.

»Magie? Zauberei und so?«

Bill zuckte die Achseln, antwortete aber nichts.

»Ich bitte Sie, Mr. Fleming! So etwas gibt es doch gar nicht. Der Fluch der Pharaonen! Die Wissenschaft hat längst bewiesen, daß es den nie gegeben hat. Kalter Kaffee, sonst gar nichts!«

Normalerweise wäre Bill Fleming geneigt gewesen, ihm voll und ganz zuzustimmen. Aber seine Freundschaft mit dem in Frankreich lebenden Parapsychologen Zamorra und eine Reihe gemeinsamer Abenteuer in der Welt der Geister und Dämonen hatte ihn wohl oder übel eines besseren belehrt.

Es gab eine jenseitige Welt, in der die Gesetze der Naturwissenschaften keine Gültigkeit besaßen. Eine Welt, in der Magie und übersinnliche Phänomene regierten. Und es gab Berührungspunkte zwischen der jenseitigen und der diesseitigen Welt.

»Mr. Fleming!« hörte er die eindringliche Stimme des Industriellen. »Glauben Sie wirklich, daß an dem Spruch, den Sie mir da gerade vorgelesen haben, etwas dran ist?«

Bill ließ noch einmal einige Begriffe aus der Inschrift vor seinem geistigen Auge Revue passieren. Verfluchter König, Bann, Geheimnis der Magie, Kaa… Dann erinnerte er sich an die eisige Kälte, die der

Sarkophag ausstrahlte, an die geheimnisvolle Lichtaura, den Gummieffekt …

»Ich glaube ja, Mr. Seymour«, sagte er.

Wieder lachte der Millionär unfroh auf.

»Was soll ich also tun? Mich an einen Zauberkünstler wenden? Ich kenne sogar einen. Einen indischen Guru, der sich Madhvakrishna nennt und hier in New York eine stattliche Anhängerschar besitzt.«

Bill verzog das Gesicht.

»Ich halte es nicht für angebracht, Scharlatane einzuschalten. Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mr. Seymour. Kennen Sie Professor Zamorra?«

»Zamorra, Zamorra«, murmelte der Millionär. »Irgendwie kommt mir der Name bekannt vor.«

»Professor Zamorra ist einer der bekanntesten Parapsychologen der Welt. Er hat zahlreiche Bücher geschrieben und gilt als bedeutendste Kapazität auf seinem Gebiet. Wenn jemand in der Lage sein sollte, dem Geheimnis dieses Sarkophags auf die Spur zu kommen, dann er. Sind Sie damit einverstanden, daß er sich den Sarg dieses unbekannten Pharao Neferptah einmal ansieht?«

»Wenn mich Ihr Professor nicht an die ägyptische Regierung verpfeift… bitte sehr!«

***

Die Concorde der Air France war auf dem John F. Kennedy International Airport gelandet. Professor Zamorra und seine bildhübsche, grazile Sekretärin und Freundin Nicole Duval stiegen die Gangway hinab. Auf halbem Wege verhielt das Mädchen den Schritt und wandte sich um. Ein bewundernder Blick traf den silbernen Stahlvogel.

»Ist schon eine tolle Sache, diese Concorde«, sagte sie weitergehend. »Wenn man es sich richtig überlegt… Frühstück in Paris, Mittagessen in New York! Wann hat es das schon gegeben?«

»Seitdem es Flugzeuge gibt, die mit zweifacher Schallgeschwindigkeit über den Atlantik fliegen«, antwortete Zamorra trocken.

»Ach du mit deiner prosaischen Ader«, entrüstete sich Nicole. In Wirklichkeit aber erkannte sie, daß ihn das Flugerlebnis kaum weniger beeindruckt hatte als sie selbst. Sie kannte ihren Chef gut genug, um zu wissen, was er dachte und fühlte.

Wenig später hatten sie ihr Gepäck vom Rollband genommen und die Zoll- und Paßkontrolle passiert. Im Ankunftsterminal herrschte ein furchtbares Gedränge und Geschiebe. Es gab kaum einen Flughafen in der Welt, der eine derartige Hektik an den Tag legte, wie JFK International. Zamorra und Nicole kamen sich richtig ein bißchen verloren vor.

»Ob Bill uns hier überhaupt findet?« wunderte sich das Mädchen.
Der Amerikaner fand sie. Als typischer New Yorker, dem Menschenzusammenballungen ein gewohntes Bild waren, hatte er keine Schwierigkeiten, sie sozusagen auf Anhieb ausfindig zu machen.
Eine Gruppe von Japanern zerteilend, die entgegen ihrer sprichwörtlichen Gelassenheit wild diskutierend beieinanderstanden, steuerte er geradewegs auf die beiden Gäste aus dem romantischen Loire-Tal zu.
Die Begrüßung war laut und herzlich. Zwar sahen sich die drei ziemlich regelmäßig, aber das tat der Wiedersehensfreude keinen Abbruch.
Während sie schließlich das Flughafengebäude verließen, erkundigte sich Zamorra, ob Bill die bestellten Zimmer im Waldorf Astoria gebucht hatte.
»Waldorf Astoria?« reklamierte der Freund. »Ist euch meine bescheidene Heimstatt etwa nicht repräsentativ genug?«
»Wir möchten dir keine Umstände machen, Bill«, beschwichtigte der Professor.
»Umstände, daß ich nicht lache! Und außerdem bin ich es ja gewesen, der euch hierher nach New York gelockt hat.«
Womit sie dann auch gleich beim Thema waren. Bill verfrachtete Nicole und Zamorra in seinen Wagen und lenkte das Gefährt dann auf den Van Wyck Expressway.
»Hast du dir im Anschluß an unser Telefonat schon mal ein paar Gedanken über diesen geheimnisvollen Sarkophag gemacht?« erkundigte er sich.
Zamorra lächelte. »Nicht nur Gedanken«, antwortete er. »Ich bin sogar schon aktiv geworden.«
»Wie dies?«
Zamorra zündete sich eine Zigarette an und stieß den blaugrauen Rauch von sich.
»Du weißt, daß ich eine sehr umfangreiche Bibliothek besitze. Dort stehen einige Bücher, von denen es nur ganz wenige Exemplare in der Welt gibt. Eins von ihnen trägt den schönen Namen ›Der vergessene Pharao‹.«
»Nie gehört«, kommentierte Fleming.
»Das wundert mich nicht. Besagtes Buch ist ein ziemlich obskures Werk. Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem Koptischen. Der Verfasser ist ein Mystiker aus dem Mittelalter. Die gestrenge Wissenschaft hat selbstverständlich niemals Notiz davon genommen.«
»Wird wohl seine Gründe haben«, knurrte Bill Fleming, der es nicht leiden konnte, wenn jemand abfällige Bemerkungen über die akademische Welt machte.
Zamorra, der diese kleine Schwäche des Freundes kannte, lachte kurz

auf.
»Es liegt mir fern, dich bekehren zu wollen«, sagte er amüsiert.
»Aber vielleicht interessiert es dich, daß in besagtem Buch ein Pharao namens Neferptah die Hauptrolle spielt.«
»Oh!«
Der Professor sprach nicht weiter, sondern blickte scheinbar fasziniert aus dem Fenster, an dem gerade der Willow Lake vorbeihuschte.
»Nun red schon weiter«, forderte ihn Bill ungeduldig auf.
Zamorra tauschte einen belustigten Blick mit Nicole, die im Fond des Wagens saß, und nahm den Faden wieder auf.
»Bon! Dieser Neferptah war, wenn man dem Verfasser Glauben schenken will, einer der letzten Vertreter der achtzehnten Dynastie. Der unmittelbare Nachfolger Amenophis des Vierten, besser bekannt als Echnaton, der Ketzerpharao.«
Bill widersprach. »Da haben wir es schon. Dein Mystiker irrt, denn es ist eine geschichtlich erwiesene Tatsache, daß der Nachfolger Echnatons niemand anders als Tutench-Amon war.«
»Wirklich? Es ist aber auch eine geschichtlich erwiesene Tatsache, daß es nach dem Tod Echnatons im Reich der Ägypter drunter und rüber ging. Ein wilder Religionsstreit entstand, der das Land hart an den Rand eines Bürgerkriegs brachte. Da waren auf der einen Seite die Anhänger des neuen Gottes Aton und auf der anderen Seite die Anhänger der althergebrachten Götter. Und in diesem Durcheinander soll sich ein Priester des Gottes Ptah des Pharaonenthrones bemächtigt haben. Eben unser Freund Neferptah!«
»Und weiter?«
»Doch neugierig, was?«
»Ja, ja!« sagte Bill laut.
Der Professor sprach weiter: »Neferptah soll ein wahrer Unhold gewesen sein, ein mächtiger Magier, der sich finsterer Mächte aus der jenseitigen Welt bediente. Zwei Jahre soll er sein Terrorregime ausgeübt haben, ehe es den Amon-Priestern gelang, ihn zu überwältigen und den Weg freizumachen für Tutench-Amon.«
»Und was ist mit Neferptah geschehen?« fragte Bill. »Immer vorausgesetzt daß deine Geschichte stimmt.«
Zamorra machte jetzt ein ernstes Gesicht.
»Die Amon-Priester wagten nicht, Neferptah zu töten, da sie die Rache seines Kaa fürchteten. Deshalb betäubten sie ihn nur, steckten ihn in einen Sarkophag und verbargen diesen an einem unbekannten Ort. Den Sarkophag belegten sie mit einem Bann, der es seinem Kaa nicht ermöglichen sollte, das Sarggefängnis zu verlassen. Anschließend gingen sie hin und tilgten seinen Namen in allen Urkunden und Schriften, so daß er völlig in Vergessenheit geriet. Bis

zu dem Tage, an dem irgend jemand seinen Sarkophag fand und… Muß ich noch weiterreden, Bill?«

Der Freund war blaß geworden. Unversehens machte er am Steuer einen Schlenker, der sie beinahe gegen eine Leitplanke geschleudert hätte.

»He, he!« sagte Zamorra. »Du wirst doch als Naturwissenschaftler nicht etwa wirklich glauben, daß der mächtige Magier mehrere Jahrtausende lebend in seinem Steinsarg gelegen hat, oder?«

Bill blickte starr gerade aus auf die Fahrbahn.

»Natürlich nicht!« sagte er mit bemüht fester Stimme.

Aber das Zucken um seine Mundwinkel verriet nur allzu deutlich, daß er diese Möglichkeit keineswegs von der Hand wies.

Professor Zamorra konnte es ihm nachfühlen. Er hatte da so gewisse Ahnungen. Und diese hatte ihn noch selten getrogen.

***

»So, Sie sind also der berühmte Professor Zamorra, der die Toten zum Reden bringt!«

Zamorra begegnete diesen weitausholenden Begrüßungsworten Robert T. Seymours mit einem schlichten »Guten Tag!« Der Millionär war ihm auf den ersten Blick nicht unsympathisch, wenn er auch für seinen Geschmack viel zu dick auftrug. Das zeigte sich auch in der Art und Weise, in der er jetzt um Nicole herumscharwenzelte, als sei sie die Pharaonengattin Nofretete höchst persönlich.

Seymour hatte sie in seinem Studio empfangen, einem großen Raum, der ganz mit Holz getäfelt war und vor echten Perserteppichen nur so überquoll. Wohlgefüllte Bücherregale zierten die Wände. Eine schwere Clubgarnitur mit Rauchtisch sowie eine voluminöse Bar vervollständigten das Bild.

»Vielleicht vorher einen Drink, die Herrschaften? Martell, Chivas, Pommery für die Dame?«

Der Professor und Bill begnügten sich mit einem Bourbon, während Nicole einen Cointreau wählte. Seymour selbst bediente sich aus einer großen Dose Schlitz.

Zamorra kam ziemlich schnell zur Sache. Sofort nach dem Eintritt in die Villa des Industriellen war ihm klar geworden, daß er die Reise von Paris nicht umsonst gemacht hatte.

Das Amulett auf seiner Brust erwärmte sich, ein untrügliches Zeichen für die Gegenwart übernatürlicher Kräfte. Der Talisman hatte einst seinem Vorfahren Leonardo de Montagne gehört und war dann in seinen Besitz übergegangen. Vom großen Magier Merlin selbst gefertigt, war das Amulett Zamorra zu einem unentbehrlichen Bundesgenossen in seinem stetigen Kampf gegen die Mächte der Finsternis geworden.

»Haben Sie etwas dagegen, Mr. Seymour, wenn wir jetzt gleich Ihr… äh … Museum besichtigen?« fragte er.

»Gott, Sie haben es aber eilig, Mr. Zamorra. Aber wenn Sie meinen…«

Seymour setzte die Bierbüchse an den Mund trankt sie glucksend aus. Dann ging er zur Tür.

»Wenn Sie mir bitte folgen würden…«

Er führte sie durch einen langen Korridor hinaus in den Garten.

Dort stand, im Stil einer Pagode erbaut, von blühenden Blumenbeeten und zwei überdimensionalen Buddha-Figuren umgeben, das Privatmuseum des Millionärs. Mit echtem Besitzerstolz im wiegenden Schritt marschierte er auf sein Heiligtum zu, förderte einen Schlüsselbund zutage und öffnete die drei Schlösser, die seine Schätze hüteten. In einem nahen Zwinger bellten wütend zwei große deutsche Schäferhunde.

Der Aufwand an Sicherungsvorkehrungen war verständlich. Sofort nach seinem Eintritt in das Museum erkannte der Professor, daß der Industrielle hier ein großes Vermögen in sein Hobby investiert hatte. Manches Museum hätte ihn um die Vielfältigkeit und Kostbarkeit seiner Ausstellungsstücke beneidet.

Der Professor nahm sich jedoch nicht die Zeit, alles gebührend zu bewundern, so sehr ihn dies auch gereizt hätte. Der Sarkophag des Neferptah hatte jetzt absoluten Vorrang.

Dicht trat er an den steinernen Sarg heran.

Er konnte Bills telefonischen Kurzbericht nur bestätigen. Dieser Sarkophag schien wirklich authentisch zu sein.

Auch die Hieroglypheninschriften sagten genau das aus, was der Freund bereits entziffert hatte.

»Du Unwissender, der du das Gefängnis des verfluchten Königs findest…«

Noch etwas fiel ihm auf. Etwas, das Bill in seinem Bericht nicht erwähnt hatte.

Er winkle den Freund an seine Seite.

»Bill, hast du bemerkt, daß der Sarkophag weder die typischen Scheintüren noch die künstlichen Augen für den Kaa aufweist?«

Der Kulturhistoriker ging um den steinernen Sarg herum und kam anschließend zu Zamorra zurück.

»Jetzt, wo du es sagst…«

Der Millionär mischte sich in den Dialog.

»Kaa, Kaa, ich höre immer Kaa! Was zum Teufel ist eigentlich ein Kaa?«

Auch Nicole wartete augenscheinlich gespannt auf eine Erklärung.

Der Professor gab Auskunft: »Nach den Vorstellungen der alten Ägypter besteht der Mensch aus drei Teilen – dem Körper, der Seele,

die man Baa nennt, und dem Kaa. Der Kaa ist eine Art zweites Ich, das nach dem Tod des Menschen aus dem Körper tritt und weiterlebt. Der Kaa soll die Fähigkeit besitzen, sowohl auf das Jenseits als auch auf das Diesseits Einfluß zu nehmen.«

»Verstehe schon«, sagte Nicole. »Die Amun-Priester fürchteten also, daß der Kaa des Neferptah Rache an ihnen nehmen würde und haben deshalb den Sarkophag mit einem Bann belegt, um das Freiwerden des Kaa zu verhindern.«

»So ungefähr wird es gewesen sein«, bestätigte der Professor.

Robert T. Seymour kniff die Augen zusammen.

»Wenn Sie glauben, daß ich ein einziges Wort verstanden habe, dann liegen Sie schief«, verkündete er.

Zamorra hätte ihm nähere Aufklärung geben können, hielt es aber für angebracht, dies nicht zu tun. Der Millionär würde nur verwirrt werden. Deshalb überging er den Einwand Seymours und beugte sich über den Sarkophag.

Das Amulett auf seiner Brust brannte wie Feuer. Die magischen Kräfte, die in dem steinernen Sarg zu ruhen schienen, mußten von außerordentlicher Stärke sein.

Zamorra lockerte den Hemdkragen und griff nach der silbernen Kette, an der das Amulett Merlins hing. Wenn er den schützenden Talisman in seine Hand nahm, entfaltete dieser sein höchstes Kräftepotential. Er setzte größtes Vertrauen in die Möglichkeiten des Amuletts, zweifelte nicht daran, daß es ihm mit seiner Hilfe gelingen würde, den magischen Bann zu brechen.

Dennoch zögerte er. War es überhaupt richtig, den Bann der Amon-Priester zu brechen? Deutlich stand ihm der letzte Teil der Inschrift vor Augen:

»Sei gewarnt, das Siegel des Schutzes zu zerbrechen. Ausfahren wird er, der Kaa des verruchten Pharao und verschlingen dich mit Haut und Haar!«

Andererseits… Wenn wirklich der Kaa des unseligen Pharao in dem Steinsarg schlummerte, wurde es dann nicht Zeit, das zweite Ich Neferptahs zu vernichten?

Er entschloß sich, zu handeln. Schließlich hatte er es sich zur Aufgabe gemacht, die Macht des Bösen zu bekämpfen, wo immer er auf sie stieß. Und das Amulett würde ihm helfen.

Der Talisman ruhte jetzt in seiner Hand. Hell leuchtete er auf, so hell, daß Robert T. Seymour unwillkürlich ein paar Schritte zurückwich.

»Gott, was ist das?« stieß der Ölindustrielle hervor.

Zamorra antwortete nicht. Er konzentrierte sich auf das, was er vorhatte.

Vorsichtig schob er seine Hand vor, brachte Merlins Amulett in Berührung mit dem fast unmerklichen Lichtschleier, der den

Sarkophag überzog wie eine Haut.

Verblüffendes geschah.

Ein Blitz von schier unerträglicher Helligkeit brach hervor, drang schmerzhaft und blendend in die Augen der Anwesenden.

Selbst Zamorra sprang zurück, als habe ihn ein giftiger Skorpion gestochen.

Gleichzeitig hörte er eine Stimme, die von allen Seiten auf ihn einzudringen schien.

»Was tust du, Wahnsinniger? Lasest du nicht der Warnung bedeutungsschwere Worte?«

Starr stand der Professor da, starr wie eine Säule aus Stein. Ihm wurde bewußt, daß es nicht seine Ohren waren die die Stimme hörten, daß die Stimme unmittelbar in seinem Bewußtsein explodierte, mit einer solch donnernden Intensität, daß er glaubte, der Kopf würde ihm zerspringen.

»Wer bist du?« formulierte er in Gedanken.

»Ich bin der Kaa Sekeres, des Hohen Priesters des großen Amon, der einst den verfluchten Pharao an Leib und Seele fesselte. Höre mich an, oh Magier aus einem fernen Land. Groß mag sie sein, deine Macht. Groß genug, den Bann zu brechen, mit dem das Gefängnis Neferptahs mich umgürtete. Aber dem Kaa des Verfluchten, einmal frei von seinen bannenden Fesseln, wird auch deine Macht nicht trotzen können. Darum sei noch einmal gewarnt. Laß ab von deinem törichten Tun, denn sonst wird Heulen und Zähneknirschen in den Reichen der Toten und der Lebenden sein. Nimm das Gefängnis des schrecklichen Königs und verbirg es dort, wo die Hände der Einfalt es aus den Steinen rissen. Laß den Berg auf ewig über Neferptah zusammenstürzen.«

Die Stimme endete so abrupt, wie sie gekommen war. Aber sie hallte noch mehrere Sekunden lang in Zamorras Gehirnwindungen nach. Nur langsam erwachte er aus der Erstarrung, in die er verfallen war, und kehrte in die Realität des Privatmuseums Seymours zurück.

»Chef, geht es dir gut?« drang die besorgte Stimme Nicoles an sein Ohr.

Audi Bill machte ein ganz komisches Gesicht, unternahm sogar den Versuch ihn zu stützen, so als fürchte er, daß der Professor jeden Augenblick zu Boden stürzen könne.

»Natürlich geht es mir gut«, sagte Zamorra. »Warum sollte es mir nicht gut gehen?«

»Du hättest dich sehen sollen, Chef«, antwortete die Französin.

»Du sahst aus wie der Tod. Richtig weggetreten warst du, so als hättest du die Schwelle bereits halb überschritten.«

Der Parapsychologe lächelte sie beruhigend an.

»Mach dir keine Gedanken, Nicole. Ich bin völlig in Ordnung.«

Er verspürte jetzt keine Neigung, den anderen von der unheimlichen Stimme Sekeres zu berichten, die zu ihm gesprochen hatte.

Schon gar nicht in Gegenwart des Millionärs. Aber er war jetzt zu einer Entscheidung gelangt. Das Risiko, weiterhin gegen den Bann des Amon-Priesters anzugehen, wollte er nicht auf sich nehmen. Der Kaa Sekeres hatte ihn überzeugt. Während des stummen Dialogs hatte er in keiner Phase die Empfindung gehabt, getäuscht zu werden. Er glaubte, was Sekeres ihm mitgeteilt hatte, zumal der Amon-Priester, aus einer anderen Dimension blickend, die Sachlage wahrscheinlich auch besser beurteilen konnte. Er, Zamorra, würde ganz bestimmt nicht der Handlanger sein, der einer bösen Macht den Weg ebnete. Er würde tun, was der Kaa des vor rund dreieinhalbtausend Jahren gestorbenen Priesters ihm bedeutet hatte.

Zamorra ließ das Amulett, das er noch immer in der Hand hielt, wieder auf seine Brust zurückgleiten. Dann blickte er dem Millionär voll ins Gesicht.

»Mr. Seymour…«

»Ja, Professor?«

»Es wird Sie nicht freuen, was ich Ihnen jetzt zu sagen habe.«

»Sie meinen, Sie kriegen das Ding nicht auf?« vermutete Seymour.

Bevor Zamorra hierauf eine Antwort geben konnte, kam ihm Bill zuvor. Er stand dicht vor dem Steinsarg und sagte: »Du bekommst ihn auf, Zamorra. Der Blitz, den du da gerade gezündet hast, hat einiges bewirkt. Sieh mal hier!«

Der Kulturhistoriker legte beide Hände auf den Deckel des Sarkophags.

»Bei weitem nicht mehr so eisig wie vorher«, stellte er fest. »Und von dem Lichtschleier ist jetzt schon fast gar nichts mehr zu sehen.«

Zamorra erschrak. Mit zwei schnellen Schritten war er bei Fleming und überprüfte, was der Freund gesagt hatte.

Es stimmte. Die Berührung mit dem Amulett schien das magische Schutzschild um den Sarkophag bereits brüchig gemacht zu haben.

War der Kaa des verfluchten Pharao überhaupt noch sicher in seinem Gefängnis?

Der Professor packte den Deckel mit beiden Händen und versuchte, ihn zu verschieben. Mit einer gewissen Beruhigung konnte er jedoch feststellen, daß er nach wie vor unverrückbar war.

Seymour trat näher. »Vielleicht sollten Sie es nochmals blitzen lassen, Professor«, schlug er vor.

»Dann klappt es bestimmt.«

Zamorra wandte sich um.

»Sie haben mich gerade falsch verstanden, Mr. Seymour. Es liegt nicht in meiner Absicht, den Sarkophag zu öffnen.«

Der Millionär blinzelte. »Wie darf ich das verstehen?«

»So wie ich es sagte. Und noch ein weiteres, Mr. Seymour: Es wird nicht möglich sein, daß Sie den Pharaonensarg behalten. Er muß dorthin zurück, wo er hergekommen ist.«

»Waaas?« Seymour sperrte buchstäblich Mund und Nase auf.

»Wiederholen Sie das doch noch einmal, Professor.«

Zamorra tat ihm den Gefallen.

Der Millionär lachte laut auf.

»Sie müssen verrückt geworden sein, Mister!« erheiterte er sich.

»Was glauben Sie eigentlich, wen Sie vor sich haben? Ich bin Robert T. Seymour! Mir sagt man nicht, was ich zu tun habe. Ich sage, was andere Leute zu tun haben.«

Der Professor blieb ganz ruhig. »Trotzdem müssen Sie in diesem Fall ausnahmsweise mal das tun, was ein anderer sagt. Sie überlassen mir den Sarkophag und erzählen mir, wo Sie ihn herhaben.« Er lächelte. »Damit Sie aber nun nicht auf den Gedanken kommen, daß ich mich auf Ihre Kosten bereichern will… Selbstverständlich werde ich Ihnen die Summe ersetzen, die Sie für den Erwerb des Sarkophags aufgewandt haben.«

»Geld interessiert mich nicht«, prustete Seymour verächtlich. »Davon habe ich genug. Mir geht es allein um mein Museum. Und dieser Pharaonensarg hier ist eine ungeheure Bereicherung für mein Museum, ein Schmuckstück, das ich nicht mehr missen möchte.«

»Ein gefährliches Schmuckstück, Mr. Seymour. Für Sie persönlich und für die ganze Welt.«

Der Industrielle winkte unwirsch ab. »Sie können mich nicht bluffen, Zamorra!« Er wandte sich an Bill. »Einen komischen Freund haben Sie mir da ins Haus geschleppt, Mr. Fleming. Sagen Sie doch mal was zu seinen Verrücktheiten.«

Bill, der Zamorras plötzlichen Gesinnungswechsel kaum verstehen, sondern allerhöchstens in gewisser Weise ahnen konnte, erwies sich als loyaler Freund.

»Ich glaube nicht, daß es sich um Verrücktheiten handelt, Mr. Seymour«, sagte er. »Der Professor weiß, was er sagt. Sie sollten auf ihn eingehen.«

Seymour wölbte sein fleischiges Kinn vor.

»Aha!« machte er. »Ein abgekartetes Spiel also. Einer arbeitet dem anderen in die Tasche. Sie enttäuschen mich schwer, Fleming. Ich habe Sie bisher für einen Freund gehalten. Daß Sie mir nun derartig in den Rücken fallen, hätte ich wirklich nicht erwartet.«

»Sie tun mir unrecht, Mr. Seymour«, widersprach Bill. »Ich…«

»Sparen Sie sich Ihre Worte, Fleming«, unterbrach der Millionär.

»Ich habe das Spiel durchschaut. Wahrscheinlich sind Sie scharf auf die Schätze, die im Inneren des Sarkophags verborgen sind, Schätze die Sie sich niemals leisten könnten mit Ihrer lächerlichen Brieftasche.

Aber Sie haben sich in die Finger geschnitten, meine Herren. Aus Ihrem sauberen Plan wird nichts, Robert T. Seymour legt man nicht so einfach aufs Kreuz!«

Zamorra seufzte. Wohl oder übel mußte er nun wohl doch versuchen, dem Mann seine Beweggründe klarzumachen. Er tat dies so gut er konnte, ohne jedoch Erfolg zu haben.

»Eine Stimme wollen Sie gehört haben?« fragte Seymour lachend.

»Sagen Sie mal, für wie dumm halten Sie mich eigentlich?«

»Ich halte Sie nicht für dumm, sondern nur für etwas naiv«, antwortete der Professor.

Damit kam er dem Millionär gerade richtig.

»Was, beleidigend wollen Sie jetzt auch noch werden?« entrüstete sich Seymour. »Mit mir nicht, Zamorra! Am besten ist es, wenn Sie jetzt schleunigst mein Haus verlassen.« Und unfreundlich fügte er noch hinzu: »Das gilt selbstverständlich auch für Sie, Fleming! Mit Ihnen bin ich ebenfalls fertig. Für alle Zeit!«

Noch gab sich der Professor nicht geschlagen.

»Zwingen Sie mich nicht zu unerfreulichen Maßnahmen, Mr. Seymour!«

Ein lauernder Ausdruck trat in das Gesicht des Millionärs.

»Als da wären?«

»Nun…« Zamorra versenkte seinen Blick in dem des Industriellen. »Ich bin überzeugt davon, daß die meisten Gegenstände in diesem Raum hier auf illegale Weise in Ihren Besitz gelangt sind.«

Seymour kicherte. »Mache ich ja gar keinen Hehl draus, Zamorra. Ich frage mich ja nur, wen Sie mit Ihrem Wissen beeindrucken wollen.«

»Die Polizei…«

»Die Polizei? Welche denn? Die von Ägypten, Peru und Mexiko vielleicht? Die New Yorker bestimmt nicht. Das Sammeln von Kunstschätzen ist in diesem Land nicht verboten, Zamorra. Okay, ich zahle vielleicht ein bißchen Zoll nach. Wenn Sie das befriedigt…« Er zuckte geringschätzig mit den Achseln.

Zamorra wußte, daß er im Grunde genommen recht hatte. Die amerikanischen Behörden hatten kein Interesse daran, sich auf diesem Gebiet zu Erfüllungsgehilfen anderer Länder zu machen. Das war wie mit der Steuer. Wer in einem Land eine Million hinterzog, lief in einem anderen Land keine Gefahr, seines Geldes von Staats wegen verlustig zu gehen. Was nun die archäologischen Kostbarkeiten betraf… Die Regierung von Ägypten konnte allenfalls mit den Zähnen knirschen, wenn sie erfuhr, daß wiederum ein altes Kulturgut außer Landes gebracht worden war. Und mit Zähneknirschen konnte man einen Mann wie Robert T. Seymour nicht beeindrucken.

Es hatte keinen Zweck, weiter mit dem Industriellen zu argumentieren.

»Bon, Monsieur Seymour«, sagte er.
»Sie haben gewonnen. Für den Augenblick jedenfalls.«
Dann wandte er sich zum Gehen. Bill und Nicole folgten ihm.

***

Selten in seinem Leben hatte sich Robert T. Seymour derartig geärgert. Sein Ärger hatte zwei Ursachen. Einmal waren da dieser Bill Fleming und sein Professorenfreund, die auf ganz plumpe Art und Weise probiert hatten, ihn zu übertölpeln. Und zum zweiten war da die Tatsache, daß der Pharaonensarg noch immer geschlossen wie eine Auster vor ihm stand.

Mit bösen Blicken musterte er den Sarkophag. Beinahe hätte es dieser Zamorra geschafft, beinahe… Dann aber hatte er aufgehört, weil er angeblich eine Stimme gehört haben wollte. Lächerlich! Seymour konnte sich schon vorstellen, warum er seine Bemühungen, das Steingrab zu öffnen, tatsächlich eingestellt hatte. Dank der magischen Kräfte, über die der Professor zweifellos verfügte, hatte er vermutlich erkannt, was für unermeßliche Kostbarkeiten im Inneren des Sarkophags lagen. Und da war er auf den schlauen Gedanken gekommen, sich den Schatz selbst unter den Nagel zu reißen.

Dieser Schatz – er mußte ihn haben!

Der Umstand, daß irgendeine geheimnisvolle Kraft den Schatz vor dem Zugriff Außenstehender schützte, stachelte ihn nur noch mehr an. Wenn die alten Ägypter sich eine solche Mühe gegeben hatten, den Sarg verschlossen zu halten, dann lohnte sich wirklich jeder Aufwand, ihn zu öffnen.

Seymour überlegte. Was konnte er noch tun?

Dann erinnerte er sich an das erste Gespräch mit Bill Fleming. In diesem Gespräch hatte der Historiker zum ersten Mal den Gedanken geäußert, daß Magie mit im Spiel war.

Und bevor der Name Professor Zamorras gefallen war, hatten sie von einem anderen Mann gesprochen.

Von Madhvakrishna, dem indischen Guru!

Er hatte den Orientalen bei einer gesellschaftlichen Veranstaltung kennengelernt, bei der Madhvakrishna der große Mann im Mittelpunkt gewesen war. Als Gegenleistung für einige stattliche Spenden, die die Gesellschaftsteilnehmer seiner Sekte zur Verfügung gestellt hatten, war der Guru bereit gewesen, sich als Hellseher zu betätigen. Mit durchschlagendem Erfolg. In seinem, Seymours Fall, hatte Madhvakrishna zum Verkauf von Aktien einer gut beleumundeten Ölgesellschaft geraten. Er hatte den Rat, den er zu diesem Zeitpunkt noch für reines Geschwätz gehalten hatte, nicht befolgt.

Zu seinem großen Leidwesen, denn zwei Tage später war die

betreffende Ölgesellschaft in Konkurs gegangen und sein Aktienbesitz völlig wertlos geworden.

Ja, Madhvakrishna war ein Mann, der sein Handwerk verstand.

Fleming hatte ihn als Scharlatan abgetan. Seymour wußte jetzt, warum. Der Historiker hatte das einzig und allein gemacht, um ihm statt dessen seinen Freund Zamorra unterschieben zu können.

Madhvakrishna!

Seymour verließ sein Museum und schloß sorgfältig die Schlösser hinter sich ab. Dann ging er ins Haus und suchte seine Frau auf, die im Living Room kunstlos auf dem Klavier herumklimperte.

Seine Frau gehörte zu den Anhängerinnen des Wundermannes und wußte ganz sicher, wie man ihn erreichen konnte.

»Winifred, wenn du dein Gespiele kurz unterbrechen würdest?«

Sie schlug noch einen unschön klingenden Akkord an und blickte auf.

Er fragte sie nach dem Guru. Und natürlich konnte sie ihm sagen, was er wissen wollte.

Befriedigt ging Robert T. Seymour zum Telefon.

***

Ruhelos wie ein gefangener Tiger hinter Gittern ging Professor Zamorra im Wohnzimmer Bill Flemings hin und her.

Bill, der zusammen mit Nicole in der Couchecke saß, sah ihm mißbilligend zu. Schließlich hielt er es nicht mehr aus.

»Warum setzt du dich nicht, Zamorra«, sagte er. »Dieses Herumgetigere macht einen ja völlig verrückt!«

Abrupt blieb Zamorra stehen.

»Mich macht etwas ganz anderes verrückt«, erklärte er bitter. »Der Gedanke an diesen Sarkophag nämlich. Ihr wißt, daß ich eine Art sechsten Sinn besitze. Und dieser sechste Sinn sagt mir, daß sich ein schweres Unheil zusammenbraut.«

Er ließ sich ebenfalls in einem Sessel nieder und griff nervös nach dem Whiskyglas. Aber er trank nicht, sondern stellte es hart auf den Couchtisch zurück.

»Bill, tu mir den Gefallen und ruf diesen Seymour nochmal an. Vielleicht hat er inzwischen ein bißchen nachgedacht.«

Der Historiker machte ein bedenkliches Gesicht.

»Ich glaube nicht, daß es Zweck hat«, entgegnete er. »Seymour ist ein stahlharter Knochen, der normalerweise keinen Millimeter von seiner Überzeugung abgeht.«

»Versuch es trotzdem!«

Achselzuckend kam Fleming der Aufforderung nach. Als er wenig später in die Sitzecke zurückkehrte, konnte man ihm schon am Gesicht ansehen, daß er genauso gut hätte versuchen können, den Millionär zur Aufgabe seines Reichtums zu überreden.

»Er hat natürlich abgelehnt«, vermutete Nicole.

Bill nickte. »Wir sollen uns zum Teufel scheren, hat er vorgeschlagen. Außerdem würde sich das ganze Problem mehr oder weniger von selbst erledigen.«

Der Professor beugte sich vor. »Wie meint er denn das?« erkundigte er sich.

»Seymour hat einen anderen Spezialisten aufgetrieben, der ihm morgen den Sarg aufmachen soll. Irgendso einen indischen Guru, der hier in New York rumzaubert. Mavakrishna oder so ähnlich.«

»Madhvakrishna?« fragte Zamorra scharf.

»Ja, so lautet der Name.«

Der Professor preßte die Lippen zusammen. »Auch das noch«, quetschte er hervor.

»Kennst du den Kerl etwa?« wollte der Historiker wissen.

»Der Mensch war bis vor kurzem in Paris. Ein Glücksritter, der sich auf Kosten seiner Anhänger ein feines Leben macht und das Geld nur so scheffelt. Zweifellos eine stark medial begabte Persönlichkeit. Und es würde mich kein bißchen wundern, wenn er sich auf schwarze Magie verstünde.«

Bill kratzte sich am Hinterkopf. »Hört sich gar nicht gut an. Du hast den… hm … magischen Schutzschirm um den Sarkophag bereits gelockert. Wenn dieser Guru wirklich etwas von schwarzer Magie versteht und dort fortfährt, wo du aufgehört hast …«

»Eben!«

Gedankenverloren trank der Professor aus seinem Glas.

»Wir müssen etwas unternehmen«, sagte er anschließend. »Wir dürfen nicht zulassen, daß Madhvakrishna möglicherweise den Sarg öffnet und dem Kaa des Neferptah zur Freiheit verhilft.«

»Und was willst du dagegen tun?«

»Ich weiß noch nicht genau«, antwortete der Parapsychologe.

»Vielleicht gelingt es mir, das magische Schutzfeld wieder so zu festigen, daß Madhvakrishna nicht durchkommt.«

»Dazu müßtest du zuerst einmal wieder an den Sarkophag herankommen«, gab der Historiker zu bedenken. »Natürlich!«

»Seymour wird nicht damit einverstanden sein. Du weißt, was er gesagt hat. Er wird uns davonjagen, wenn wir wieder bei ihm auftauchen sollten.«

Zamorra stand auf und trat ans Fenster. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen. Unten auf der Straße waren die Leuchtreklamen und Straßenlampen angegangen und zauberten bizarre Lichtmuster auf die Fensterscheibe.

»In wenigen Stunden ist tiefe Nacht«, sagte der Professor. »Und Seymours Villa liegt ziemlich isoliert.«

»Und?«

»Wir könnten seinem Museum einen heimlichen Besuch abstatten!«
Schweigen folgte seinen unmißverständlichen Worten. Nicole und Bill dachten über die Konsequenzen seines Vorschlags nach. Zamorra selbst war alles andere als begeistert von seiner Idee. Er haßte es, etwas Illegales zu tun. Und das unerlaubte Betreten eines fremden Grundstücks war fraglos nicht so ganz mit den geltenden Gesetzen in Einklang zu bringen. Andererseits konnte man dies grundsätzlich von Seymours Privatmuseum auch nicht sagen. Und last not least ging es darum, eine unter Umständen schreckliche Gefahr zu bannen.
Bill schien zu ähnlichen Schlußfolgerungen gekommen sein.
»Okay«, sagte er, als Zamorra dem Fenster wieder den Rücken zudrehte. »Machen wir eine kleine Privatbesichtigung. Wann geht's los?«
»Sofort!«
Sie trafen ihre Vorbereitungen.

***

Robert T. Seymours Villa lag in einer Gegend, die glatt vergessen ließ, daß man sich in New York, der pulsierenden, atemberaubenden Weltstadt befand. Keine Wolkenkratzer, die sich in den Himmel bohrten, keine vielspurigen Stadtautobahnen, auf denen unentwegt Blechkarawanen dahinzogen, keine Hektik, keine atemlose Betriebsamkeit. Staten Island war der ruhige Teil der amerikanischen Metropole. Und Iluguenot Beach war einer der ruhigsten Teile von Staten Island.
Villen, in gehörigem Abstand voneinander liegend, bestimmten das Bild. Hier wohnten Leute, die es sich leisten konnten.
Bill Fleming hatte seinen Chevrolet etwa hundert Meter von Seymours Domizil geparkt. Linker Hand spiegelte sich das Mondlicht in den dunklen Wassern der Raritan Bay. Der Autoverkehr war verschwindend gering, und Fußgänger glänzten völlig durch Abwesenheit.
»Eine Nacht wie geschaffen zum Einbrechen«, scherzte der Historiker, als er das Fahrzeug verließ. Nicole und Zamorra standen bereits draußen.
»Wir brechen sozusagen ein, um einen Ausbruch zu verhindern«, ging der Professor auf den Freund ein. Er zeigte dabei jedoch keine Heiterkeit, sondern war bitterernst.
»Fertig?« fragte Bill.
»Fertig!«
Die beiden verabschiedeten sich von Nicole, die als Schmieresteherin zurückblieb, und huschten über die Straße.
Sie näherten sich dem Anwesen des Millionärs von der Rückseite her. Das erste Hindernis, das sich ihnen in den Weg stellte, war eine

rotbraune Mauer, fast drei Meter hoch.

Zamorra warf einen raschen Blick in die Runde. Weit und breit ließ sich kein Mensch sehen. Die benachbarte Villa, weitgehend hinter einem Wall von Trauerweiden versteckt, lag dunkel da.

Die Gefahr, zufällig entdeckt zu werden, war nicht sehr groß.

»Bon«, sagte der Professor. »Wenn du mir dann jetzt in den Steigbügel helfen würdest…«

Bill Fleming verschränkte die Hände vor dem Bauch und ließ dabei die Gelenke knacken. Zamorra setzte den rechten Fuß auf die künstliche Treppenstufe und ließ sich von Bill hochdrücken. Dann, die Mauer als Stütze benutzend, kletterte er auf die Schultern des Amerikaners. Jetzt konnte er in den Garten Seymours hineinblicken.

Auch hier war alles ruhig. Schattenhaft zeichneten sich die Umrisse des Museumsbaus ab. Noch weiter im Hintergrund lag die Villa.

Kein Licht brannte, so daß Mond und Sterne die einzige Lichtquelle darstellten.

Trotzdem konnte Zamorra deutlich den hauchdünnen Draht erkennen, der die Mauerkrone zierte. Fraglos war der Draht mit einer Alarmanlage verbunden, die sofort in Aktion treten würde, wenn man den Draht berührte. Vorsichtig zog sich der Professor hoch, peinlich darauf achtend, die Alarmanlage nicht auszulösen. Dann griff er in die Tasche und holte das mitgeführt kurze Seilstück hervor. Ein Ende umfaßte er mit fester Hand, während er das andere dem wartenden Freund zuwarf. Mit Hilfe der provisorischen Strickleiter gelangte auch Bill nach oben. Die Mauerkrone war breit genug, um ihnen beiden festen Stand zu verleihen.

Zamorra und Bill bemühten sich, die Dunkelheit mit den Augen zu durchdringen. Sie beide hatten nicht vergessen, daß es hier im Garten einen Hundezwinger gab. Höchstwahrscheinlich liefen die Tiere nachts frei herum, konnten jeden Augenblick im Blickfeld erscheinen.

Noch jedoch war von den Schäferhunden nichts zu sehen.

»Scheint sich um ausgesprochene Papiertiger zu handeln«, flüsterte Bill.

Zamorra schüttelte den Kopf. »Nicht unbedingt«, gab er zurück.

»Wir haben lediglich den Vorteil, daß die Windrichtung uns begünstigt. Sie haben unsere Witterung noch nicht aufgenommen.«

»Hoffen wir, daß es so bleibt.«

Es blieb nicht so.

Zamorra ging in die Hocke und sprang nach unten. Mit federnden Knien landete er auf dem weichen Erdboden des Gartens.

Und dann waren sie auch schon heran. Ungetümen gleich brachen sie aus dem Buschwerk hervor, stürmten bellend auf den Eindringling los.

Zamorra war vorbereitet und reagierte blitzschnell. Im Nu hatte er die Gaspistole aus der Tasche gerissen. Der erste Schäferhund

schnappte bereits nach seinen Beinen, wütend knurrend und mit gebleckten Zähnen.

Der Professor drückte ab. Das Tier verharrte mitten in der Bewegung, stieß einen hechelnden Klagelaut aus. Dann ging ein Zittern durch seinen Körper, und fiel kraftlos zur Seite, um reglos liegenzubleiben.

Der andere Hund war gefährlicher. Er sprang den Professor an, brachte ihn mit seiner geballten Körperkraft ins Straucheln. Im letzten Sekundenbruchteil konnte Zamorra den Kopf zur Seite drehen, um den nach seiner Kehle schnappenden Fängen zu entgehen. Dieser Hund war auf den Mann dressiert und beschränkte sich nicht auf bloßes Imponiergehabe.

Zamorra stolperte über eine aus dem Erdreich wuchernde Wurzel und verlor das Gleichgewicht. Er stürzte zu Boden und geriet in die unangenehme Rückenlage. Schon war der Wachhund über ihm, wollte sich wieder in seinem Hals verbeißen. Der Professor kam nicht dazu, die Gaspistole einzusetzen. Er schaffte es gerade noch, den Kehlkopf mit dem Ellenbogen zu schützen.

In diesem kritischen Moment griff Bill Fleming ein. Er sprang genau auf die beiden am Boden ringenden dunklen Gestalten zu, riß den Schäferhund von Zamorra weg. Augenblicklich konzentrierte sich das Tier auf den neuen Gegner, kam aber nicht mehr zum Zuge.

Die geballte Gasladung aus Zamorras Pistole traf es voll und betäubte es auf der Stelle.

Schnell kamen Zamorra und Bill wieder auf die Füße. In gespannter, abwartender Haltung standen sie da.

»Verdammt nochmal!« zischte der Historiker. »Die Biester haben mit ihrem Gebelle die ganze Nachbarschaft rebellisch gemacht.«

»Das haben Papiertiger so an sich«, kommentierte der Professor trocken.

Sie warteten mehrere Minuten. Überraschenderweise flammten drüben im Haus keine Lichter auf. Wie es aussah, hatten sie Glück gehabt, denn ganz offenbar war niemand aufmerksam geworden.

Zamorra warf einen prüfenden Blick auf die beiden Schäferhunde.

Sie stellten jetzt wirklich keine Gefahr mehr dar, würden frühestens in zwei Stunden die Wirkung es hochwirksamen Betäubungsgases abgeschüttelt haben. Die Tiere können getrost aus der weiteren Risikorechnung gestrichen werden.

»Ich glaube, wir können jetzt den zweiten Akt anlaufen lassen«, sagte der Professor.

Dann setzte er sich in Bewegung. Bill folgte seinem Beispiel.

Gebückt schlichen sie durch den Garten, überquerten eine gepflegte Rasenfläche und erreichten einen Pfad, der sich zwischen Rhododendronbüschen hindurchwand. Der Pfad führte direkt zum Museum, das sie wenig später erreichten.

Bill, der schon des öfteren Gast Seymours gewesen war, kannte sich aus. So wußten sie, daß es wenig Zweck hatte, den offiziellen Eingang des kleinen Baus zu benutzen. Es hätte zu viel Zeit in Anspruch genommen, die drei Schlösser aufzubekommen. Außerdem wäre ein solches Tun mit einer beträchtlichen Geräuschentwicklung verbunden gewesen.

Es gab einen einfacheren Weg, ins Innere des Museums zu gelangen. Mehrere Ornamentglasfenster mit mythologischen Motiven forderten geradezu zum Einstieg auf. Zwar lagen die Fenster mehrere Meter über dem Erdboden, aber es würde keine Schwierigkeiten bereiten, im Huckepackverfahren an sie heranzukommen.

Wieder machte Bill Fleming den Untermann. Zamorra kletterte auf seine Schultern. Das ausgewählte Fenster war zum Greifen nahe. Erneut griff Zamorra in die Tasche, diesmal um einen kleinen, aber feinen Glasschneider hervorzuholen. Es tat ihm zwar in der Seele weh, das selbst bei den herrschenden Lichtverhältnissen als äußerst kunstvoll erkennbare Glas beschädigen zu müssen, aber ihm blieb keine andere Wahl.

Er setzte den Glasschneider an. Aber er kam nicht dazu, den ersten Schnitt zu machen.

Urplötzlich war die Umgebung des Museums in gleißendes Licht getaucht. Mehrere starke Scheinwerfer badeten Zamorra und Bill in ihren Leuchtkegeln.

Eine schnarrende Stimme erklang: »Schön ruhig stehenbleiben, ihr beiden Hübschen!«

Ruckartig fuhr der Professor herum.

Die schnelle Bewegung ließ ihn beinahe von Flemings Schultern stürzen. Sehen könne er nichts, denn das Scheinwerferlicht blendete ihn vollkommen.

Dafür konnte er jedoch etwas hören. Das Krachen eines Schusses.

Klatschend bohrte sich eine Kugel ein Stück neben ihm in die Wand.

»Das war eine Warnung«, ließ sich die schnarrende Stimme wieder vernehmen. »Beim nächsten Mal wird scharf geschossen.«

Die Stimme gehörte eindeutig Robert T. Seymour. Es sah also ganz danach aus, als wäre das Bellen der Schäferhunde doch nicht ohne Folgen geblieben.

Er erkannte, daß sich jetzt zwei Gestalten aus dem Lichtvorhang lösten. Seymour und ein schlanker, großer Mann, der ausgesprochen geschmeidig wirkte. Beide hielten Pistolen in den Händen, mit denen sie unmißverständlich auf die bühnenreife Zirkuspyramide zielten.

»Runterkommen, du da oben!« befahl der Millionär.

Der Professor überlegte fieberhaft.

Jetzt, wo die Gegner sichtbar geworden waren, mochte eine überraschend geführte Attacke nicht unbedingt erfolglos sein. Wenn er

einem der beiden unmittelbar auf die Figur sprang…

Er ließ die Überlegung wieder fallen. Tatsache war, daß sie sich widerrechtlich Zutritt zum Grundstück Seymours verschafft hatten.

Jetzt auch noch gewaltsam gegen den Eigentümer vorzugehen, der objektiv gesehen natürlich das Recht auf seiner Seite hatte, hätte das Faß des Vertretbaren wohl zum Überlaufen gebracht. Schließlich waren er und Bill keine Gangster, die ohne Rücksicht auf Verluste aufs Ganze gingen, sondern lediglich zwei Männer, die das beste wollten.

Zamorra ließ sich von Bills Schultern gleiten und blieb ganz ruhig stehen. Er spürte, wie sich die Muskeln des Freundes spannten. Bill lauerte ganz offensichtlich auf eine Gelegenheit, losschlagen zu können.

»Keinen Gewaltakt«, raunte er dem Historiker zu. »Für den Augenblick müssen wir erst einmal klein beigeben.«

Seymour trat näher an sie heran, war dabei jedoch umsichtig genug, nicht in die Schußlinie seines Begleiters zu geraten.

»Ah, die Herren Fleming und Zamorra«, sagte er höhnisch, »etwas ähnliches hatte ich mir schon gedacht, als die Lichtschranke lieben Besuch ankündigte.«

Also doch nicht die Hunde, fuhr es Zamorra durch den Kopf. Seymour hatte ganz offensichtlich ein äußerst vielfältiges Alarm- und Sicherheitssystem installieren lassen. Verständlich wenn man bedachte, welche Werte er in seinem Museum untergebracht hatte.

»Hören Sie, Mr. Seymour«, sagte der Professor. »Lassen Sie sich erklären…«

Der Millionär schnitt ihm brüsk das Wort ab.

»Ihre Anwesenheit hier ist Erklärung genug«, stieß er hervor. »Alles weitere können Sie unmittelbar der Polizei erzählen.«

Es sah ganz danach aus, als ob Robert T. Seymour auch die zweite Runde im Kampf um den Sarkophag Neferptahs gewonnen hatte.

***

Befriedigt blickte Robert T. Seymour den roten Rücklichtern des Streifenwagens nach, die in diesem Augenblick hinter der nächsten Straßenbiegung verschwanden. So, diese beiden dreisten Kerle, die sich nicht einmal gescheut hatten, wie gemeine Verbrecher seinen Besitz zu überfallen, war er erst einmal los. Erstaunlich doch, wie die Besitzgier einen Menschen verändern konnte. Dieser Fleming!

Bisher hatte er ihn immer für einen durch und durch anständigen Menschen gehalten. Und nun? Es war wirklich nicht zu fassen.

»Brauchen Sie mich noch, Sir?«

Die Stimme seines Chauffeurs, der neben ihm im Villeneingang stand, riß ihn aus seinen Überlegungen.

»Nein, Ditton«, antwortete er. »Sie können wieder ins Bett gehen.«

Ditton wünschte ihm noch eine gute Nacht und ging dann ins Haus, um in seine im Souterrain liegende Dienstwohnung zurückzukehren. Auch Seymour selbst beschloß, das Ehebett wieder aufzusuchen. Er schloß die Tür und wandte sich um.

Dann jedoch kamen ihm Bedenken. Dieser Zamorra schien ein äußerst durchtriebener Bursche zu sein. Dem Kerl war glatt zuzutrauen, daß er die Polizisten, die ihn und Fleming einkassiert hatten, mit irgendeinem schmutzigen Trick hereinlegte und sich dem Behördengewahrsam entzog. Vielleicht noch in dieser Nacht.

Eine merkwürdige Nervosität überkam ihn. Zamorra war wie versessen darauf, den Sarkophag in die Hände zu bekommen. Vielleicht sollte er jetzt keine Zeit mehr verlieren, dem Burschen endgültig den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Kurz entschlossen ging er nicht ins Schlafzimmer, sondern machte sich auf den Weg zu einem der Telefone.

Der Guru aus Indien wohnte im Hilton, und die Nummer dieser Luxusherberge kannte er auswendig.

»Mr. Madhvakrishna, bitte!« sagte er in die Muschel, als sich das Telefonfräulein des Hilton meldete.

Es dauerte ein Weilchen, bis er seinen Mann am Apparat hatte. Es war der Stimme des Guru deutlich anzumerken, daß er nicht gerade beglückt war, gestört zu werden.

»Ich befinde mich gerade mitten in einer Seance, Mr. Seymour«, sagte er beinahe ungnädig.

Seymour kümmerte das nicht, zumal er sich gut vorstellen konnte, daß die Seance blond oder schwarz war und Evelyne oder Jayne hieß. Madhvakrishna predigte nicht umsonst von der Liebe unter den Menschen.

»Für das Honorar, das wir vereinbart haben, sollten Sie etwas Entgegenkommen zeigen, Mr. Madhvakrishna«, sagte der Millionär.

»Aber ich bin sogar bereit, einen zehnprozentigen Zuschlag für Nachtarbeit draufzulegen.«

»Zwanzig Prozent«, forderte der Guru.

»Fünfzehn! Aber nur wenn Sie unverzüglich in meiner Villa erscheinen.«

Seymour legte auf. Ihm wurde bewußt, daß er noch immer seinen Pyjama trug, über den er lediglich einen Morgenmantel geworfen hatte. Nicht gerade die ideale Aufmachung, um einen Jahrtausende alten Schatz zu heben. Er ging, um sich einen leichten Hausanzug überzuziehen.

Kaum war er in die Hose geschlüpft, als im Vestibül auch schon die Türglocke anschlug.

Seymour war tief beeindruckt, ja sogar leicht geschockt. Dieser Madhvakrishna schien wirklich ein Hexenmeister zu sein. Eigentlich

konnte er es in dieser kurzen Zeitspanne nur geschafft haben, indem er durch die Luft geflogen war.

Es war gar nicht der Guru. Als Seymour die Haustür öffnete, stand eine junge Frau vor ihm. Eine hübsche junge Frau, deren Anblick ihm allerdings dennoch wenig Vergnügen bereitete.

»Sie, Miß Duval?«

»Duval«, berichtigte das Mädchen. »Würden Sie mir Gelegenheit geben, ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen?«

Der Millionär war ganz auf Abwehr eingestellt. Argwöhnisch betrachtete er die Französin. Sie machte nicht unbedingt den Eindruck, als würde sie ihm gleich den Schädel spalten, aber er war dennoch äußerst mißtrauisch. Mit Sicherheit führte die Sekretärin dieses heimtückischen Professors irgendeine Gemeinheit im Schilde. Nun, er würde auf der Hut sein.

»Was wollen Sie?« knurrte er unwirsch.

»Mit Ihnen sprechen, Mr. Seymour.«

»Ich glaube nicht, daß wir irgend etwas zu besprechen haben, Miß! Wenn Sie meine Meinung hören wollen – ich betrachte es als ausgesprochene Unverschämtheit, daß Sie nach all dem, was geschehen ist, die Stirn haben, mich hier zu belästigen.«

Die Frau ließ sich nicht beeindrucken.

»Deshalb bin ich hier, Mr. Seymour«, sagte sie. »Ich möchte ein großes Mißverständnis aus der Welt schaffen.«

Seymour zog die Mundwinkel nach unten.

»Ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag, Miß!« erklärte er.

»Ja?«

»Schaffen Sie sich selbst aus der Welt!«

Mit dieser ultimativen Aufforderung schlug ihr der Millionär unmißverständlich die Tür vor der Nase zu.

***

Madhvakrishna, der in Wirklichkeit Gopal Garuduppa hieß, was sich allerdings nicht sehr werbewirksam anhörte, war in der Tat bei einer Seance gestört worden, die seinem ganz persönlichen Seelen-und Körperheil diente. Sie hieß Gloria und war erst siebzehn, sah aber aus wie eine prächtig entwickelte Zwanzigerin. Und sie war ganz wild darauf gewesen, ihre Jungfernschaft einem Mann zu opfern, den der Hauch des Himmels gestreift hatte.

Schweren Herzens hatte sich der Guru von eigenen Gnaden von ihr losgerissen. Aufgeschoben war ja nicht aufgehoben. Und einem runden, hübschen Sümmchen sollte man grundsätzlich den Vorzug geben, zumal wenn die Aussicht bestand, noch einen Bonus nebenbei zu kassieren. Nach all dem, was ihm dieser Ölmensch erzählt hatte…

Madhvakrishna fuhr ganz profan mit einer Taxe nach Richmond.

Vor Seymours Villa angekommen, wies er den Fahrer an, auf ihn zu warten, und marschierte dann auf den Hauseingang zu.

Plötzlich blieb er stehen. Irgend jemand beobachtete ihn. Nicht vom Haus, sondern vom gegenüberliegenden Vorgarten aus. Er drehte sich um, starrte angestrengt hinüber. Niemand war zu sehen, aber das linderte nichts an seiner Gewißheit. Sein nicht ganz in herkömmlichen Bahnen arbeitendes Wahrnehmungsvermögen, das ihn befähigte, ein außerordentlich erfolgreicher Guru zu sein, trog ihn nur sehr selten.

Er schloß die Augen und konzentrierte sich. Die Konturen einer Frau zeichneten sich vor seinem geistigen Auge ab. Er sah sie jetzt ganz deutlich, als sphärenhafte Geistergestalt, die er wie mit einer Art Röntgenblick wahrnahm.

Dann öffnete er die Augen wieder. Die Frau bedeutete keine Gefahr für ihn, wollte anscheinend nur nicht gesehen werden. Sekunden später hatte er sie aus seinem Gedächtnis gestrichen und sich wieder der Haustür zugewandt. Er betätigte den Klingelzug in Form eines kleinen Bronzelöwen.

Schnell wurde die Tür geöffnet. Der Millionär der ihn engagiert hatte, stand vor ihm, bat ihn unverzüglich ins Haus.

»Was zu trinken, Mr. Madhvakrishna? Oder hat Ihnen Ihr Prophet das verboten?«

Der Guru antwortete mit unbewegtem Gesicht: »Ich bin mein eigener Prophet, und ich habe mir den Alkohol nicht verboten. Trotzdem möchte ich jetzt lieber nicht. Mir wäre es lieb, wenn wir gleich anfangen könnten. Erzählen Sie mir bitte noch einmal alles, was ich wissen sollte, um meine Aufgabe zu Ihrer Zufriedenheit lösen zu können.«

»Sicher, Mr. Madhvakrishna.«

Der Millionär erzählte. Dinge, die er bereits am Telefon berichtet hatte. Dinge, die neu hinzugekommen waren. Der Mann aus Indien hörte aufmerksam zu. Eine sich stetig steigernde Spannung ergriff Besitz von ihm.

Zamorra! Professor Zamorra, den sie den Meister des Übersinnlichen nannten.

Er kannte den Professor, nicht persönlich, wohl aber von seinen Veröffentlichungen her. Und von Gesprächen, die er mit anderen Gurus und Magiern geführt hatte. Ein gefährlicher Mann, dieser Zamorra. Und, wie man sagte, immer auf der Seite des Rechts. Undenkbar, daß er in Seymours Villa eingedrungen war, um zu stehlen, wie der Millionär vermutete. Mit großer Sicherheit war an der Geschichte mit dem Kaa des unbekannten Pharaos etwas dran, auch wenn Seymour dies alles nur für Bluff und Ablenkungsmanöver hielt.

Während er redete, hatte ihn der Industrielle aus dem Haus in den Garten geführt. Per Knopfdruck setzte er eine Art Flutlichtanlage in

Betrieb, die den Bau, den er sein Museum nannte, von allen Seiten illuminierte. Die Nachbildung einer Pagode. Madhvakrishna konnte über diese nicht sehr gelungene Imitation nur geringschätzig lächeln. Im Stillen natürlich, denn es vertrug sich nicht mit seinem Image, überhaupt irgendwelche Gefühlsregungen zu offenbaren.

Umständlich öffnete der Millionär den Zugang zu seinem Hobbyhaus. Wieder ein Knopfdruck, der Lichtquellen sprudeln ließ. Diesmal gab es kein Augen blendendes Gleißen, sondern eine ziemlich raffinierte indirekte Beleuchtung, die die Ausstellungsstücke in einen beinahe geheimnisvollen Schimmer tauchte. Aber auch damit konnte er dem Guru nicht imponieren. Die Wirklichkeit der Magie war weitaus geheimnisvoller als die tollsten künstlichen Effekte.

Madhvakrishna ging direkt auf den Sarkophag zu, der in der Mitte des Raumes stand. Er war vorbereitet auf das, was ihn erwartete, insbesondere nachdem ihn Seymour über Zamorras Spekulationen ins Bild gesetzt hatte. Trotzdem konnte er sich der augenblicklichen Faszination nicht entziehen.

Die Kräfte der Magie waren nahezu körperlich spürbar. Ein normaler Mensch mit normalen Sinnen würde sie gar nicht bemerken.

Er jedoch, den die Mächte des Schicksals mit einer besonderen Gabe versehen hatten, war sich ihrer Nähe mit jeder Faser seines Körpers bewußt.

»Glauben Sie, daß Sie es schaffen können, das verdammte Ding aufzukriegen?« störte ihn der Industrielle.

Der Guru hob abwehrend die Hand.

»Stören Sie mich jetzt nicht«, sagte er. »Ich muß mich konzentrieren.«

Und er konzentrierte sich.

Mit geschlossenen Augen und geneigtem Kopf stand er da. Die uralten Formeln, die seinen Geist von allem überflüssigen Ballast, von allen diesseitigen Nichtigkeiten reinigten, huschten wie von selbst durch sein Bewußtsein. Er versank in einer Trance, die sein Blut langsam durch die Adern fließen ließ und den Herzschlag zu einem kaum noch hörbaren Pochen verlangsamte.

Alle Energie, die der Körper auf diese Weise einsparte, floß in seinen Geist, steigerte dessen Kapazität um ein Mehrfaches.

Madhvakrishnas Gedankenströme waren wie Elektrizität, eine Elektrizität allerdings, die kein Generator erzeugen konnte. Und der Guru beherrschte die Gedankenströme, konnte sie dirigieren wie ein Puppenspieler seine Marionetten.

Er sandte sie aus, dem steinernen Sarg entgegen. Wie Fühler glitten sie über die steinerne Oberfläche, ohne diese allerdings zu berühren, denn dazwischen war ein Feld, das wie eine Barrikade wirkte. Ein magisches Feld, errichtet von einer Macht, die größer zu sein schien

als die seine.

Aber Madhvakrishna ließ sich nicht beirren. Er änderte die Zielrichtung der geistigen Ströme, ließ sie eintauchen in eine andere Dimension, in die Welt des Jenseits, in der Götter, Geister und Dämonen zu Hause waren. Er ließ einen Hilferuf erschallen, flehte den furchtbaren und düsteren Gott Rudra seiner indischen Heimat an, ihm Unterstützung zu gewähren in seinem Kampf gegen die Magie der alten Ägypter.

Die erflehte Hilfe wurde ihm zuteil, und erneut richtete er seine Gedankenströme gegen den Sarkophag, wild entschlossen den Bann zu brechen, das magische Feld zu zerschmettern.

Bläuliche Flammen zuckten über den steinernen Sarg, loderten auf, verloschen wieder. Der Guru spürte, wie die Kraft des Bannfeldes geringer wurde, aber noch nicht gering genug, um den magischen Schutzschirm vollends zum Zusammenbrechen zu bringen.

Dennoch zweifelte er nicht daran, daß er es letzten Endes schaffen würde.

Und dann war da plötzlich eine Stimme in seinem Bewußtsein, eine Stimme, die ihn eindringlich aufforderte, abzulassen von seinem wahnsinnigen Tun.

Kaum hatte sich Madhvakrishna richtig auf diese fremde, unirdische Gedankenstimme eingestellt, als noch eine zweite Stimme in seinem Geist hörbar wurde. Diese zweite Stimme war viel lauter als die erste, übertönte diese bei weitem, brachte sie schließlich ganz zum Schweigen.

»Lasse nicht ab in deinen Bemühungen, oh großer Magier«, hörte er. »Fahre fort und es wird dir gelingen, den Bann der Ruchlosen ganz zu brechen.«

»Wer bist du?« formulierte Madhvakrishna in Gedanken.

»Ich bin der Kaa des großen Neferptah, des gewaltigsten Magiers aller Zeiten. Hilf mir, mein Gefängnis zu verlassen und ich werde dich belohnen, wie es sich eines Pharaos geziemt.«

Der Guru drückte seine Zweifel aus.

»Wenn du so gewaltig bist, wie kommt es dann, daß du in Gefangenschaft gerietest?«

»Die ruchlosen Priester des Amon nutzten täuschend mein Vertrauen, betäubten mich mit Gift und schlugen meinen hilflosen Körper in ihren Bann. Nun aber, wenn du mir hilfst, ist die Stunde der Befreiung und der Rache nahe.«

Madhvakrishnas Geschäftssinn, der ihn niemals verließ, meldete sich zu Wort.

»Und was habe ich davon, wenn ich dir helfe?« erkundigte er sich.

»Hörtest du nicht meine Worte? Deine Belohnung wird wahrhaft fürstlich sein!«

»Du willst mich täuschen, Neferptah. Ich weiß sehr wohl, daß ein Kaa nicht unmittelbar einwirken kann auf die diesseitige Welt.«

»Wahr gesprochen«, gab Neferptah ihm recht. »Wohl aber ist einem Kaa deine Welt ein offenes Buch, in dem er überall und zu jeder Zeit zu lesen versteht. Stets könnte ich dir sagen, was zu wissen du begehrst.«

Madhvakrishna brauchte nicht lange, um die unschätzbaren Vorteile eines solchen Handels erkennen zu können. Das Wissen der ganzen Welt würde vor seinen Füßen liegen. Und Wissen war Macht, die größte Macht, die es geben konnte. Nur eine brennende Frage erhob sich noch: Konnte er dem Pharaomagier Glauben schenken? Würde dieser wirklich bereit sein, ihn zu unterstützen? Oder würde er ihn ganz einfach vergessen, sobald sein Kaa die Freiheit erlangt hatte?

Er stellte Neferptah die große Frage.

Dieser antwortete mit einem Schwur: »Beim Falken des Horus, bei der Krone des Osiris – ich werde mein Versprechen einlösen!«

Die Stimme verstummte, und Madhvakrishna schickte erneut die Speerspitzen seiner Gedankenströme gegen das magische Feld, das den Sarkophag bald nur noch wie ein löchriger Lichtmantel umgab.

Und die Löcher, die sein Geist in die Ummantelung hineinriß, wurden immer größer. Immer seltener verloschen die züngelnden blauen Flammen, die sich wie Meißel in den Schutzschirm hineinfraßen.

Dann war es geschafft. Das zuletzt kaum noch wahrnehmbare Flimmern verging wie Glut im Sturmwind. Ein Donnerschlag ertönte, der die Grundmauern von Seymours Museum erschütterte. Putz rieselte von den Wänden, und in einer Mauer entstand ein breiter Riß, der sich von der Decke bis zum Boden hinzog. Mehrere Kulturobjekte stürzten aus den Regalen. Vasen und andere Gefäße zersprangen. Eine Apollofigur aus Kleinasien barst in drei Teile.

Ein gellendes Lachen ertönte, so als hätten tausend Teufel gleichzeitig einen Heiterkeitsausbruch. Und dieses Lachen war nicht nur in den Gedanken des Guru. Es hallte durch den Raum, war auch für Robert T. Seymour deutlich vernehmbar.

Madhvakrishna erwachte aus seiner selbstauferlegten Trance.

Blutfluß und Herzschlag normalisierten sich wieder, und die Totenstarre seines Körpers wich pulsierendem Leben.

Der Millionär war wachsbleich im Gesicht und zitterte am ganzen Körper. Für ihn mußte all das, was sich in den letzten Minuten abgespielt hatte, ein echter Schock gewesen sein. Unheimliche Lichterscheinungen, rollender Donner, die teilweise Zerstörung seines Museums…

»Mein Gott, Mr. Madhvakrishna«, stammelte er verstört. »Wenn ich gewußt hätte… Hören Sie auf! Hören Sie um Gottes willen auf mit

Ihren Teufelskünsten!«
Der Guru erlaubte sich ein überlegenes Lächeln.
»Ich habe aufgehört, Mr. Seymour«, sagte er. »Meine Arbeit ist beendet, und ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir jetzt mein Honorar auszahlen würden, damit ich meiner Wege gehen kann.«
Seymour sah ihn mit großen Augen an. »Sie meinen, Sie haben…«
»Sehen Sie selbst nach, Mr. Seymour. Sie werden den Sarkophag jetzt öffnen können.«
Zweifel drückten sich im Gesicht des Industriellen aus, Zweifel, die aber dahinzuschwinden begannen, als er die absolute Sicherheit des Inders erkannte.
Mit langsamen, zögernden Schritten ging Seymour auf den Sarg zu, streckte die Hand nach ihm aus. Nichts war von der Nordpolkälte geblieben. Die unsichtbare Eisschicht hatte sich in Luft aufgelöst und in ihr Gegenteil verkehrt.
Der Sarkophag glühte jetzt beinahe, wenn auch die Hitze optisch nicht sichtbar wurde. Hastig zog der Millionär die Hand zurück, um sich nicht zu verbrennen.
Madhvakrishna trat jetzt ebenfalls ganz dicht an den Steinsarg heran.
»Höllenglut«, murmelte Seymour. »Sie haben das Feuer des Satans zur Erde gebracht.« Und deutlich sah ihm der Guru an, daß er wörtlich meinte, was er da sagte. Madhvakrishna hielt es nicht für nötig, ihm den wahren Sachverhalt zu erklären.
»Warten Sie einen Augenblick«, sagte er. »Dann können Sie den Sarkophag berühren wie jeden x-beliebigen anderen Gegenstand.«
Wenig später versuchte es Seymour erneut. Der Magier hatte recht behalten, denn jetzt fühlte sich der Stein an wie eine ganz normale Marmorplatte.
Seymour packte die Deckplatte an der Stelle, an der die Trennrille sichtbar war, und drückte sie mit den Handballen nach oben.
Die Platte ließ sich tatsächlich bewegen!
Der Guru hatte es fertiggebracht, den rätselhaften Schließmechanismus zu knacken.
Der Millionär bekam vor Aufregung einen trockenen Hals. Vergessen waren die befremdlichen Phänomene, deren Zeuge er geworden war. Vergessen waren im Augenblick auch die Beschädigungen des Museums, die zerborstenen Gefäße und Statuen.
Der Totenschmuck eines Pharao! Daneben mußte zwangsläufig alles andere verblassen.
Seymour setzte seine gesamte nicht unbeträchtliche Kraft ein, um den Deckel hochzuwuchten. Vor Anstrengung schwollen die Adern auf der Stirn. Schweiß rann ihm über das Gesicht. Millimeter um Millimeter gab die Platte nach.
»Verdammt, so helfen Sie mir doch!« quetschte er zwischen

zusammengebissenen Zähnen hervor.

Der Guru kam der Aufforderung nach, legte ebenfalls Hand mit an. Zu zweit ging es besser. Aus den Millimetern wurden Zentimeter. Eine Handbreit und noch eine. Und schließlich ließ sich der Deckel ganz zur Seite klappen.

Wie ein Habicht, der ganz plötzlich eine fette Beute entdeckt hatte, blickte Seymour ins Innere des Sarkophags.

Zutiefst erschrocken fuhr er zurück.

Es lag keine Mumie in diesem Sarg.

Ein Mensch lag darin! Ein nackter, braunhäutiger Mann, der aussah, als würde er schlafen.

Seymour mußte sich zwingen, wieder hinzublicken.

»Aber das… das ist doch nicht möglich«, stotterte er. »Nach drei-oder viertausend Jahren …«

Er stutzte auf einmal, bedachte den Inder mit einem wilden Blick.

»Eine Fälschung!« schrie er. »Eine ganz verdammte Fälschung! Man hat mich betrogen! Alles fauler Zauber. Sehen Sie es sich an, Madhvakrishna. Kein Gold, keine Edelsteine! Keine symbolischen Totengaben von unschätzbarem Wert. Nur ein Kerl, der schläft!«

Der Millionär verfiel jetzt in eine Art Hysterie. Die Nervenanspannung der letzten Viertelstunde verlangte ihren Tribut.

Vor unsagbarer Wut rot anlaufend brüllte er die Gestalt im Sarg an.

»He, wach auf, du Penner! Willst du jetzt wohl endlich aufwachen!«

Und als von seiten des stumm und bewegungslos daliegenden Mannes keine Reaktion erfolgte, ergriff Seymour selbst die Initiative.

Seine Rechte zuckte vor, krallte sich in den Hals des Mannes, wollte ihn hin- und herschütteln.

Aber plötzlich war da nichts mehr, das er schütteln konnte.

Seymours geballte Faust umklammerte die leere Luft.

Von der Gestalt im Sarkophag war nicht mehr viel übrig geblieben.

Nur ein kleines Häufchen grauer Staub!

Während Robert T. Seymour gellend aufschrie, lächelte Madhvakrishna nur wissend.

***

Mit hängenden Schultern kehrte Nicole Duval der Villa des Millionärs den Rücken.

Es war alles schiefgegangen, was schiefgehen konnte. Schon als sie vorhin von ihrem Beobachtungsposten aus gesehen hatte, wie die Scheinwerfer im Garten Seymours aufflammten, war ihr ein Verdacht gekommen, was das zu bedeuten hatte. Der Chef und Bill waren aufgefallen. Und als dann wenig später der Polizeiwagen aufgetaucht und mit den beiden Freunden wieder abgefahren war, hatte sich der Verdacht zur Gewißheit verdichtet. Und nun hatte sich der Millionär

auch noch als so unnachgiebig erwiesen, daß er nicht einmal mehr bereit gewesen war, sie überhaupt anzuhören.

Nicole war sich darüber im klaren, daß die Situation ernst war. Zamorra und Bill würden es schwer haben, den Beweis anzutreten, daß sie aus lauteren Motiven auf das Gelände des Millionärs vorgedrungen waren. Niemand würde ihnen glauben, daß es ihr Ziel gewesen war, eine Macht aus einer anderen Welt zu bannen.

Und diese Macht war noch immer gegenwärtig!

Was konnte sie tun? Was konnte sie nur tun?

Zuerst mußte sie versuchen, Bill und den Chef gegen Kaution freizubekommen. Zamorra war kein armer Mann, und sie besaß Bankvollmacht. Dumm war nur, daß sie niemanden in New York kannte, der ihr behilflich sein konnte. Wohl oder übel würde ihr wohl nichts anders übrigbleiben, als willkürlich einen Rechtsanwalt aus dem Telefonbuch herauszusuchen.

Langsam ging sie die Straße entlang, um zum Wagen Bills zurückzukehren. Hier an Ort und Stelle konnte sie nichts mehr ausrichten.

Oder doch?

Sie verhielt ihren Schritt, als plötzlich eine Taxe in die Straße einbog und vor der Villa Seymours stehenblieb. Ein Mann im weißen Gewand der Inder stieg aus.

Nicole schaltete schnell. Dieser Mann konnte eigentlich nur der Guru sein, den Bill nach seinem letzten vergeblichen Telefonat mit dem Millionär erwähnt hatte. Mit einem Satz überquerte sie den niedrigen Jägerzaun, der den Vorgarten der Villa einzäumte, vor dem sie gerade stand. Sie duckte sich hinter einen Strauch und blickte angestrengt zu Seymours Anwesen hinüber.

Der Weißgekleidete war stehengeblieben, das Gesicht der Straße zugewandt. Nicole hatte den Eindruck, daß er genau auf den Busch starrte, hinter dem sie sich verborgen hielt. Aber er konnte sie kaum sehen, denn das Blattwerk war dicht genug, um perfekten Schutz zu gewährleisten.

Der Ankömmling schien dies schließlich einzusehen. Er wandte sich um und ging auf den Hauseingang zu, in dem er kurz darauf dann auch verschwand.

Ein neuer böser Verdacht regte sich in der Französin. Ob der Inder gekommen war, um das zu tun, was der Chef unbedingt verhindern wollte? Eine andere Möglichkeit kam wohl kaum in Betracht.

Als wenig später erneut die Lichter im Garten der Millionärsvilla aufflammten, hielt sie den Atem an.

Was würde jetzt geschehen?

Mit klopfendem Herzen wartete Nicole ab. Sie wäre am liebsten zur Villa Seymours hinübergestürmt, aber sie wußte, daß dies keinen

Zweck hatte, Sie würde doch nichts ausrichten können.

Die Minuten vergingen, dehnten sich zu Viertelstunden. Nicole wußte nicht genau, auf was sie eigentlich wartete, aber ihr Instinkt sagte ihr, daß etwas geschehen würde.

Und dann geschah es auch.

Ein furchtbarer Donnerschlag zerfetzte die Stille der Nacht. Der Erdboden zu ihren Füßen zitterte, so gewaltig war die Erschütterung dort drüben gewesen.

Danach trat wieder tiefe Stille ein.

Diese währte allerdings nicht lange. Die Nachbarschaft war erwacht. In mehreren der weitverstreuten Häuser gingen Lichter an.

Ganz Richmond schien aufmerksam geworden zu sein.

Auch die Villa, deren Vorgarten sie als Versteck benutzte, machte in dieser Beziehung keine Ausnahme. Nicole erkannte, wie ein Fenster aufgerissen wurde und ein Frauenkopf mit wild zerzausten Haaren erschien.

Nicole hatte kein Interesse daran, aufzufallen. Womöglich brachte man sie noch mit den Geschehnissen in Verbindung, wenn sie sich hier so verdächtig auf fremden Grundstücken rumdrückte.

Sie verließ ihr Strauchversteck, trat auf den Bürgersteig hinaus.

Ob sie jetzt doch noch einen neuerlichen Versuch machen sollte, Seymour auf die Pelle zu rücken? Vielleicht hatte der Millionär inzwischen seine Ansichten geändert und war nicht mehr so abweisend wie vorhin.

Bereits halb entschlossen, dem Gedanken die Tat folgen zu lassen, setzte sie sich in Bewegung. In diesem Augenblick sah sie, wie sich die Eingangstür der Seymour'schen Villa öffnete. Der Inder trat hinaus, ging gemessenen Schritts auf das wartende Taxi zu. Er sah Nicole, stutzte ganz kurz und bedachte sie mit einem stechenden Blick.

Dann bestieg er den Wagen, der gleich darauf davonrollte.

Noch Sekunden später fühlte Nicole die Augen des Mannes auf sich ruhen, diese Augen, die sie trotz der herrschenden Lichtverhältnisse schlangenähnlich gemustert hatten.

Sie schüttelte sich und steuerte mit fester Entschlossenheit ihr neues, altes Ziel an.

***

Die Zelle im dritten Polizeirevier von Richmond war groß und kalt.

Üblicherweise diente sie wohl vor allem der Ausnüchterung von aufgegriffenen Trunkenbolden, denn außer Zamorra und Bill Fleming waren keine »gefährlichen Kriminellen« anwesend. Alle anderen Männer, fünf an der Zahl, gehörten dem Geruch, dem Aussehen und dem Benehmen nach zu urteilen eindeutig in die Kategorie der Schnapsjünger.

Frustriert und mißvergnügt saßen die beiden Freunde nebeneinander auf einer nicht gerade sauberen Pritsche.

»Wir hätten uns nicht so einfach einkassieren lassen sollen«, knurrte der Kulturhistoriker wütend. »Wer einmal in die Mühlen des Gesetzes gerät, wird zermahlen wie Korn.«

»Darüber mache ich mir noch nicht einmal die größten Sorgen«, antwortete der Professor. »Nicole, wird schon einen Weg finden, uns kurz über lang rauszuholen. Nein, mich beschäftigt etwas ganz anderes.«

»Neferptah?«

Zamorra nickte. »Wenn morgen dieser Madhvakrishna zu Seymour kommt… Ich ahne Böses!«

Seine Ahnungen trogen den Professor nicht. Und er mußte nicht einmal bis morgen warten, um sie bestätigt zu sehen.

Ihm war plötzlich, als hätte er einen Schlag gegen den Kopf bekommen. Vibrationen schüttelten sein Gehirn. Und dann hörte er die Stimme, jene Stimme, die am Tag schon einmal zu ihm gesprochen hatte.

Sekere, der Amon-Priester!

»Wehe dir, oh Magier mit dem Silberglanz, der du die Warnung mißachtetest und meinem Rat nicht folgtest!«

»Was ist geschehen?« ließ Zamorra seine Gedanken antworten.

»Schreckliches ist geschehen! Das Kaa des verfluchten Pharao ist frei und wird Entsetzen bringen über das Diesseits und das Jenseits.«

»Aber wieso…«

»Der Magier aus dem Land des vielarmigen, tanzenden Gottes setzte das Werk fort, das achtlos du begannest. Und nun kann niemand mehr dem Treiben des Verfluchten Einhalt gebieten.«

Zamorra überlegte schnell. Der vielarmige, tanzende Gott – damit konnte nur Shiva gemeint sein, der Gott der Hindus. Also hatte Madhvakrishna bereits gehandelt, viel schneller als erwartet. Und er, Zamorra, war nicht unschuldig daran, daß sich die Dinge so entwickelt hatten. Zuerst hatte er den Bann gelockert, und dann war er nicht entschlossen genug gewesen, den angerichteten Schaden wiedergutzumachen.

»Was kann ich tun, Sekere?« fragte er, bestrebt, Versäumtes nachzuholen.

»Wenig kannst du tun, oh Magier! Unerreichbar ist der Kaa für einen Sterblichen. Ich selbst werde versuchen, dem Verfluchten zu trotzen, erhoffe mir aber nichts, denn seine Kraft ist größer als die meine. Nur eins läge in deiner Macht. Neferptah wird den Magier aus dem Land des vielarmigen, tanzenden Gottes zu seinem Werkzeug auf Erden machen. Mit diesem könntest du das Krummschwert kreuzen, zu beschneiden den Einfluß des Verfluchten auf deine Welt.«

»Ich werde tun, was ich kann«, gelobte der Professor.

»Ich muß jetzt weichen«, teilte ihm der Paa Sekeres mit, »denn der verfluchte Pharao ist nahe, seine Rache an mir zu kühlen. Schon hat er den Thron des Osiris passiert und hält Einzug in mein Land.«

Abrupt verstummte die Geisterstimme. Der Kaa des Amon-Priesters hatte die Verbindung zu ihm abgebrochen.

Das Bewußtsein des Professors kehrte in die Realität der Zelle zurück.

Sofort fühlte er den prüfenden Blick Bills auf sich ruhen.

»Was war los?«

»Ich habe eine Botschaft erhalten«, sagte Zamorra leise. Und dann erzählte er dem Freund vom Inhalt des magischen Gedankenaustauschs mit dem toten Priester des alten Ägypten.

»Teufel auch!« sagte Bill nur, als der Professor fertig war. Dann fing er ebenso an zu grübeln wie Zamorra auch.

Aber alles Grübeln half nichts. Sie saßen hoffnungslos fest. Wie Fische, die aufs trockene Land geraten waren.

Schließlich fanden sie sich, zumindest für diese Nacht, mit ihrem Schicksal ab.

Resignierend beschlossen sie, es den anderen Zelleninsassen nachzumachen, die schon längst schnarchend, schnaufend und zum Teil auch halluzinierend auf ihren Pritschen lagen und dem Morgen entgegendösten.

Überraschenderweise wurde es ihnen dann aber doch erspart, die ganze Nacht in der alles andere als gut riechenden Zelle verbringen zu müssen.

Ein Polizist in Uniform erschien an der Zellentür und rasselte mit einem Schlüsselbund. Dann schloß er die Tür auf.

»Mr. Fleming, Mr. Zamorra?«

Der Professor, der noch keinen Schlaf gefunden hatte, saß sofort aufrecht.

»Ja?«

»Kommen Sie«, sagte der Beamte.

Das ließ sich Zamorra nicht zweimal sagen. Im Nu hatte er die Pritsche verlassen. Bill jedoch nicht. Das sonnige Gemüt des Freundes hatte tatsächlich dafür gesorgt, daß er eingeschlummert war.

Der Professor mußte ihn erst von seinem Nachtlager hochrütteln, ehe er so weit war.

Der Polizist schloß die Zellentür hinter ihnen wieder sorgsam zu und brachte sie dann in den Revierraum.

»Sie sind frei, meine Herren«, erklärte ihnen der Inspektor, der sie Stunden zuvor festgenommen hatte, und händigte ihnen den vorhin konfiszierten Tascheninhalt wieder aus.

Die Frage, wem sie ihre wiedergewonnene Freiheit zu verdanken

hatten, erübrigte sich.

Der Anblick Nicole Duvals und Robert T. Seymours war Antwort genug.

***

Noch ein anderer wurde in dieser Nacht aus dem Schlaf gerissen, in den er endlich gesunken war: Madhvakrishna.

Von Seymours Villa aus war er sofort ins Hilton zurückgekehrt, hatte den willigen Teenager aus seinem Bett hinauskomplimentiert und war schließlich eingeschlafen.

Großartige Träume hatten ihn in Empfang genommen. Träume voller Glanz und Glorie. Madhvakrishna, der Große. Madhvakrishna, der Herr der Welt, der König über alle Menschen.

Dann, ganz übergangslos, war die bunte Traumwelt gewichen. Etwas Fremdes, das seinen Ursprung nicht in seinem eigenen Unterbewußtsein hatte, drängte sich in seinen Geist.

Neferptah.

»Ich bin gekommen, um mein Versprechen einzulösen«, hörte er die Gedankenstimme des Kaa.

Der Guru war sofort voll konzentriert.

»Ich höre!«

»Gefahr droht dir, mein Befreier.«

»Gefahr?«

»Meine ruchlosen Feinde haben Hilfstruppen auf deiner Ebene um sich geschart, die darauf aus sind, dich zu verderben.«

»Wer?« fragte Madhvakrishna. »Nenne mir die Namen!«

»Ein Magier, den sie ›den mit dem Silberglanz‹ nennen. Zamorra.«

»Zamorra!«

»So lautet sein Name. Sei auf der Hut!«

Furcht beschlich den Mann aus Indien. Er hatte genug über Zamorra gehört, um zu wissen, daß der Meister des Übersinnlichen einen starken Gegner abgeben würde. Einen Gegner, dem er möglicherweise nicht gewachsen war.

»Ich brauche Hilfe, Neferptah«, forderte er. »Hilf mir, gewähre mir Unterstützung!«

»Du weißt, daß ich nicht körperlich auf deine Welt einwirken kann.«

»Du kannst mir raten, kannst mir die Geheimnisse deiner Magie anvertrauen.«

Sekundenlang glaubte Madhvakrishna, daß sich der Kaa des Pharao auf die unfeine französische Art entfernt hatte. Dann aber erkannte er, daß dem doch nicht so war.

»Du verlangst viel, Magier«, machte sich die Stimme wieder bemerkbar.

»Bedenke, daß ich dir die Freiheit zurückgegeben habe!«

Wieder ein sekundenlanges Zögern, dann die Antwort.
»Es sei! Ich werde dir helfen.«
Die Befriedigung machte sich in Madhvakrishna breit wie ein armer Regen in der Öde.

***

»Was genau wollen wir eigentlich von ihm«, fragte Nicole.
Zusammen mit dem Professor saß sie in Bills Chevrolet, den Zamorra gerade genau gegenüber dem Hilton an den Straßenrand lenkte.
»Zuerst einmal wollen wir nur ganz ruhig mit ihm sprechen«, antwortete der Parapsychologe. »Ganz ruhig, von Metaphysiker zu Metaphysiker sozusagen. Deshalb habe ich es auch für besser gehalten, Bill nicht mitzunehmen.«
»Und du glaubst, er spricht wirklich offen mit dir?«
»Offen? Das wage ich zu bezweifeln. In jedem Fall hat er sich vorhin während meines Telefonats mit ihm zu einer Aussprache bereit erklärt. Er konnte ja auch kaum nein sagen, nachdem Seymour inzwischen seinen Fehler eingesehen und uns Einzelheiten über Madhvakrishnas Zauberkunststückchen erzählt hat.«
»Und dann?« setzte Nicole nach.
»Wird sich alles zeigen«, sagte Zamorra und zog den Zündschlüssel ab. »In jedem Fall habe ich die moralische Verpflichtung, festzustellen, ob der Guru zukünftig eine allgemeine Gefahr darstellt oder nicht. Ich holte, daß mir mein Amulett bei der Wahrheitsfindung helfen wird.«
Die beiden verließen das Fahrzeug und betraten das Hotel. Sie gingen zur Rezeption hinüber, an der trotz der morgendlichen Stunde ein ausgesprochen reger Gästeverkehr herrschte.
Einer der Bediensteten wandte sich Ihnen zu.
»Sir? Madam?«
»Wir möchten zu Mr. Madhvakrishna«, sagte der Professor.
»Sind Sie Mr. Zamorra?«
»Ja!«
»Mr. Madhvakrishna erwartet Sie bereits. An der kleinen Bar.«
Der Rezeptionist winkte einen Pagen heran und gab ihm den Auftrag, die Herrschaften in die Bar zu geleiten.
Im Gegensatz zur Hotelhalle war die Bar nicht gut gefüllt. Aber auch im größten Gedränge wäre der Guru ganz sicherlich aufgefallen. Dafür sorgte nicht zuletzt seine Landestracht, die er mit großer Selbstverständlichkeit trug.
Madhvakrishna war ein hochgewachsener Mann mit schmalem, aber keineswegs asketisch wirkenden Gesicht. Die sinnlichen Lippen und die kleinen Tränensäcke unter den Augen verrieten, daß er durchaus zu leben verstand.
Der Guru saß an einem Ecktisch, ein Glas mit einer undefinierbaren

Flüssigkeit vor sich.
Zamorra drückte dem Boy eine Fünfzig-Cent-Münze in die Hand und schickte ihn zurück in die Halle. Dann gingen er und Nicole zu dem Mann aus Indien hinüber.
Der erhob sich, als sie vor ihm standen und deutete eine leichte Verbeugung an. Eine offizielle Bekanntmachung erübrigte sich. Die beiden Männer wußten, wen sie vor sich hatten.
Zamorra stellte lediglich seine Sekretärin vor.
Sie setzten sich. Als ein dienstbeflissener Kellner an den Tisch kam, bestellte Zamorra für sich einen Mokka, während Nicole einen Pernod wünschte. Bis die Bestellungen gebracht wurden, sagte keiner ein Wort. Der Professor konzentrierte sich auf sein Amulett. Es brannte ganz leicht auf seiner Haut. Daraus konnte er schließen, daß der Guru nicht von einem bösen Geist oder einem Dämon besessen war, wohl aber irgendein magisches Utensil bei sich hatte.
Vorsicht war geboten, denn wenn er sein Gegenüber richtig einschätzte, war der zu allem möglichen fähig.
Zamorra unterbrach das Schweigen schließlich.
»Sie wissen, warum ich mit Ihnen sprechen möchte. Madhvakrishna.«
Der Guru nickte. »Am Telefon sprachen Sie von einem Erfahrungsaustausch. Es ist mir eine hohe Ehre, mit einem so berühmten Mann wie Ihnen über die jenseitige Welt plaudern zu dürfen. Besonders interessieren würde mich beispielsweise ihre Theorie über den Osterhasen. Ist er von Magie beseelt? Ist er es nicht?«
Der blanke Hohn blitzte in den nachtdunkeln Augen des Inders auf, während sein Gesicht völlig ausdruckslos blieb.
Zamorra war ein Mann, der sich beherrschen konnte. In keiner Weise ließ er sich anmerken, daß er sich ärgerte. Aber er verspürte auch keine Lust, sich von dem Kerl an der Nase herumführen zu lassen. Deshalb kam er sofort zum Thema.
»Schenken wir uns die Spiegelfechtereien. Madhvakrishna. Im Grunde genommen will ich von Ihnen nur eins wissen: Stehen Sie mit dem Kaa des Pharao Neferptah in Verbindung? Wenn ja – wissen Sie, auf was Sie sich damit einlassen?«
»Neferptah? Kaa? Zamorra, Sie wollen mir doch nicht etwa einreden, daß Sie das Geschwätz dieses verrückten Ölmillionärs ernst nehmen?«
So war das also. Der Guru zog es vor, sich dumm zu stellen. Und das konnte letzten Endes nur bedeuten, daß er in keiner Weise bereit war, seine Karten aufzudecken. Vermutlich deshalb nicht, weil er tatsächlich falsch spielte.
Zamorra beugte sich ein Stückchen vor, blickte dem Inder scharf in die Augen.
»Ich warne Sie, Madhvakrishna. Kommen Sie sich nicht zu großartig

vor. Sie mögen einige höllische Tricks auf Lager haben, aber ich kann Ihnen garantieren, daß ich schon mit ganz anderen fertig geworden bin.«

Der steinerne Gesichtsausdruck des Guru veränderte sich nicht.

»Wirklich?« fragte er spöttisch. »Dann zeigen Sie doch mal, was Sie können.«

Der Professor sah jetzt ganz klar. Der Bursche wollte ihn herausfordern, wollte ihn zu einer unbedachten Handlung verleiten. Die Vereinigten Staaten von Amerika waren ein Rechtsstaat. Im Sinne des Gesetzes konnte er dem Guru nicht das geringste anhängen.

Wenn er also jetzt gewalttätig gegen den Mann wurde, hatte dieser das Recht auf seiner Seite. Deshalb hatte er als Besprechungsort wohl auch die allen zugängliche Hotelbar gewählt. Der Kellner, der Mixer und die drei Gäste, die außerdem noch anwesend waren, würden hervorragende Zeugen abgeben. Aber diesen Gefallen würde ihm der Professor nicht tun.

Madhvakrishna griff in seinen blütenweißen Umhang und holte ein Zigarettenpäckchen hervor. Er riß es auf und hielt es Nicole und Zamorra hin.

»Zigarette gefällig?«

Obwohl es sich um eine herkömmliche Chesterfield-Packung handelte, dachte Nicole und Zamorra nicht im Traum daran, sich zu bedienen. Dem Inder war durchaus zuzutrauen, daß er präparierte Zigaretten in die Packung gesteckt hatte.

Der Guru zog seinen Arm zurück, kam dabei aber mit dem Ellenbogen an sein Glas, so daß dieses beinahe umgekippt wäre, wenn er nicht reaktionsschnell mit der anderen Hand zugepackt hätte. So gab es keine Scherben, sondern nur eine Getränkepfütze, die sich rot auf dem Tisch ausbreitete. Tomatensaft anscheinend.

»Entschuldigung«, murmelte Madhvakrishna. »Habe ich Sie bespritzt?«

Zamorra verneinte.

»Dann ist es gut«, sagte der Inder. »Ich könnte es mir nie verzeihen, Sie besudelt zu haben. Sie können mir das nachfühlen, nicht wahr, Zamorra? Tomatensaft gibt nämlich sehr unangenehme Flecken. Aber das wissen Sie ja sicherlich selbst.«

Zamorra fand es höchst grotesk, sich hier Geschwätz über verschütteten Tomatensaft anhören zu müssen. In jedem Fall mußte er dem Kerl zugestehen, daß er etwas von psychologischer Kriegsführung verstand. Seine ganze Art konnte einen schon ganz schön auf die Palme bringen.

Der Guru fing jetzt an, mit dem Zeigefinger in dem roten Saft herumzumalen. Er tat es mit ungeheurer Konzentration, so als gäbe es nichts wichtigeres auf der Welt.

Der Professor wollte gerade mit massiven Worten gegen diese Mißachtung seiner Person einschreiten, als er plötzlich einen stechenden Schmerz auf der Brust spürte.

Das Amulett!

Es brannte derartig, daß er unwillkürlich leise aufstöhnte.

Eine ungeheure starke magische Kraftquelle war aktiv geworden, die auf ihn, Zamorra, einwirkte. Und der Talisman wurde aufs höchste beansprucht, um diesen unheimlichen Angriff abzuwehren.

Was geschah?

Der Professor beobachtete Madhvakrishna mit zusammengekniffenen Augen. Der aber tat nichts Auffälliges, starrte nach wie vor auf den verdammten roten Saft und malte darin herum.

Dann wurde die Aufmerksamkeit Zamorras abgelenkt.

Nicole sprang plötzlich hoch von ihrem Sitz, so ruckartig, daß der Stuhl hinter ihr zu Boden polterte.

Niemals in seinem Leben hatte der Professor sie so gesehen. Ihr Gesicht war zu einer furchterregenden Grimasse verzerrt. Speichelbläschen erschienen auf ihren vollen Lippen, und der nackte Wahnsinn stand in ihren Augen. Ein heiseres Krächzen entrang sich ihrer Kehle.

»Nicole!« rief Zamorra erschrocken und sprang ebenfalls auf. »Nicole, was ist? Was ist los mit dir?«

Sie hörte ihn gar nicht. Das Krächzen wurde lauter, wuchs sich zu einem beinahe tierhaften Grollen aus, steigerte sich schließlich zu einem entsetzlichen, kreischenden Schrei.

Der Professor wollte auf sie zueilen, wollte sie in die Arme nehmen, sie beruhigen. Aber er fand im Augenblick nicht die Kraft. Die brennenden Schmerzen auf seiner Brust waren jetzt so gewaltig geworden, daß er kaum noch Luft bekam. Schwarze Schleier bildeten sich vor seinen Augen. Nur mit größter Willensanstrengung schaffte er es, das Bewußtsein nicht zu verlieren.

Nicole handelte jetzt. Immer noch mit diesem furchtbaren Schrei auf den Lippen stürzte sie auf Madhvakrishna los, mit vorgestreckten Händen, die Finger wie Vogelkrallen gebogen, mit Zähnen, die zwischen den zurückgezogenen Lippen weiß hervorstanden.

Sie kam nicht dazu, Hand an den Guru zu legen. Madhvakrishna wich mit jener Reaktionsschnelligkeit zurück, die er vorhin schon einmal demonstriert hatte. Nicole stieß ins Leere, stolperte über den von dem Inder verlassenen Stuhl und fiel zu Boden. Mit beharrlicher Entschlossenheit kam sie wieder auf die Füße, drang abermals auf den Guru ein, der bis zur Wand geflüchtet war.

»Hilfe, Hilfe!« schrie er. »Eine Wahnsinnige! Sie will mich umbringen.«

Der Barmixer und der Kellner reagierten jetzt. Sie verließen die Bar

und kamen mit hastigen Schritten heran.
Deutlich sah man ihnen an, was sie dachten: Einen Skandal im Hilton – so etwas durfte es einfach nicht geben.
Auch Zamorra hatte jetzt seine vorübergehende Lähmung überwunden.
Das Brennen auf seiner Brust war weniger schmerzhaft geworden, schwächte sich immer weiter ab. Der Angreifer, bei dem es sich nur um Madhvakrishna handeln konnte, hatte seine magische Attacke abgeblasen.
Der Professor hatte jetzt nicht die Zeit, über das »Wie« des rätselhaften Angriffs nachzudenken. Nicole hatte jetzt absoluten Vorrang.
Nach wie vor gebärdete sie sich wie eine Rasende, versuchte dem immer wieder blitzschnell ausweichenden Guru ihre Fingernägel ins Gesicht zu schlagen.
Kellner und Mixer standen jetzt unmittelbar hinter Nicole, streckten bereits ihre Hände aus, um sie festzuhalten.
»Halt!« kommandierte Zamorra.
Die Männer fuhren herum, blickten ihn erstaunt und fragend an.
»Lassen Sie mich das machen«, sagte der Professor.
Dann lief er um den Tisch herum und stürmte auf Nicole zu. Die beiden Hotelbediensteten sprangen zur Seite, um ihm den Weg freizugeben. Nicole, geduckt wie eine Pantherkatze, führte einen neuen Schlag gegen den Inder, der wie alle vorangegangenen in der Luft verpuffte.
Energisch packte Zamorra zu. Er bekam Nicoles rechten Arm zu fassen und versuchte, sie an sich heranzuziehen. Aber das Mädchen bewies ungeahnte Kräfte. Es gelang ihr, sich loszureißen. Gleichzeitig wirbelte sie herum, richtete ihre irrleuchtenden Augen auf den Professor. Ganz offensichtlich erkannte sie ihn nicht, denn jetzt machte sie ihn zum Zielobjekt ihrer Raserei. Ehe sich es Zamorra versah, schoß ihre gekrümmte Hand vor und traf ihn im Gesicht. Er spürte wie seine Wange aufgerissen wurde und das Blut hervortrat.
Nicole, Nicole, dachte er, was ist nur mit dir geschehen.
Dieser Aktion mußte jetzt ein Ende bereitet werden. Schon hatte sich die halbe Bar mit Menschen gefüllt. Hotelgäste und Angestellte, durch das Geschrei und die Geräusche des Handgemenges angelockt, standen herum und ließen das ungewöhnliche Schauspiel auf sich einwirken.
Zamorra machte jetzt Ernst, auch auf die Gefahr hin, daß er Nicole weh tun mußte. Als sie wieder katzenartig nach ihm schlagen wollte, fing er ihren Arm ab. Und diesmal hielt er ihn so fest, daß sie sich nicht wieder befreien konnte. Sie tobte, heulte und spuckte wie eine Furie. Beschimpfungen kamen aus ihrem Mund, die sie normalerweise nicht einmal gedacht hätte.

Ein Mann drängte sich durch die Gruppe der Gaffer. Er war mittelgroß und hatte ein ovales, intelligentes Gesicht. Der Mann trug ein kleines, schwarzes Köfferchen bei sich, das er jetzt öffnete.

»Ich bin Arzt«, sagte er zu Zamorra. Eine Injektionsspritze blinkte in seiner Hand.

Der Professor wollte zuerst protestieren, sah dann aber sofort ein, daß der Mann wohl recht hatte. Wie es aussah, war Nicole wirklich nur mit einer Beruhigungsspritze zu bändigen. Zamorra nickte dem Arzt zu.

Dieser war ein sehr geschickter Mann, der sein Handwerk verstand. Obgleich sich Nicole wand wie ein Schlange und mehrere Versuche unternahm, nach ihm zu treten, schaffte er es, seine Spritze ihrer Ellenbeuge zu nähern und blitzschnell zuzustoßen.

Sekunden später trat die Wirkung ein. Nicoles Gegenwehr wurde schwächer, hörte dann ganz auf. Schlaff brach sie in den Armen des Parapsychologen zusammen. Eine gnädige Ohnmacht hatte Besitz von ihr ergriffen.

Erst jetzt wurde Zamorra der Lärm richtig bewußt, der mittlerweile in dem kleinen Barraum herrschte. Alle Anwesenden redeten wild durcheinander, stellten Vermutungen und Spekulationen an, von denen eine im Grunde genommen so falsch wie die andere war.

Es dauerte eine Weile, bis das Kulissengeschwätz abebbte. Und noch länger dauerte es, bis es dem Hotelmanagement gelungen war, den Barraum von allen Unbeteiligten zu befreien. Nur ein paar Angestellte, der Arzt, Zamorra und natürlich Nicole blieben zurück.

Auch Madhvakrishna war nicht mehr zu sehen.

Der Professor und der Arzt, der sich als Doktor Murphy vorgestellt hatte, hatten Nicole inzwischen auf eine schmale Sitzbank gebettet. Murphy untersuchte sie, so weit das unter den obwaltenden Umständen möglich war.

»Organisch ist sie völlig in Ordnung«, diagnostizierte er. »Nach alle dem, was ich so mitbekommen habe, würde ich sagen, daß sie eine Art hysterischen Anfall bekommen hat. Wenn die Wirkung der Betäubungsspritze nachläßt, ist sie vielleicht schon wieder ganz normal.«

Liebend gern hätte Zamorra geglaubt, was der Mann sagte. Aber er konnte es nicht. Jetzt, wo er fast wieder ungestört überlegen konnte, wurde ihm manches klar.

Madhvakrishna hatte es auf irgendeine Weise fertiggebracht, eine magische Attacke zu führen. Ihn hatte das Amulett geschützt. Nicole jedoch war von dem faulen Zauber voll getroffen worden. Nur dies war eine logische Erklärung für ihr wahnwitziges Verhalten.

Grübelnd saß der Professor am Tisch.

Wie hatte es der Inder gemacht? Er war sich ganz sicher, daß

Madhvakrishna keine Beschwörungsformeln gesprochen hatte, keine magischen Gesten vollführt hatte.

Aber in dieser Beziehung irrte er.

Es fiel ihm plötzlich wie Schuppen von den Augen, als der Kellner mit einem Lappen an den Tisch trat, um den vorhin von dem Guru verschütteten Tomatensaft aufzuwischen. Automatisch folgte Zamorras Blick der Hand des Mannes, als diese über die Tischplatte glitt. Nur ein Rest der roten Flüssigkeit war noch vorhanden.

Von einer Pfütze konnte keine Rede mehr sein. Madhvakrishnas malender Finger hatte den Saft verteilt. Planmäßig, ganz planmäßig.

Er hatte die magische Formel nicht gesprochen, sondern vor ihren Augen auf den Tisch geschrieben. Die inzwischen ziemlich auseinandergelaufenen Umrisse einiger Hieroglyphen waren noch zu erkennen.

Zamorra wehrte die Hand des Kellners ab, die die letzten Spuren beseitigen wollten. Er tauchte einen Finger ganz vorsichtig in die Flüssigkeit und ließ ihn dann mit der Zungenspitze in Berührung kommen.

Es war gar kein Tomatensaft.

Es war Blut!

***

Die Stimmung in Bill Flemings Livingroom war mehr als gedrückt.

Mit düsteren Gesichtern saßen die beiden Freunde da und diskutierten.

»Du hättest mich doch mitnehmen sollen«, verlieh Bill seiner Meinung Ausdruck. »Mir wäre dieser indische Scharlatan nicht entwischt. Ich hätte ihn gepackt, ihm meine Faust vor das tückische Gesicht gehalten und…«

»Nichts dergleichen hättest du!« widersprach Zamorra überzeugt.

»Du hättest nicht die geringste Chance gehabt, seinem heimtückischen magischen Angriff zu widerstehen. Wie Nicole würdest du jetzt in der Nervenklinik liegen, mit total verwirrtem Geist und hilflos wie ein kleines, böses Kind. Und auch bei dir könnte kein Arzt, kein Psychiater sagen, was dir eigentlich fehlt.«

Bill biß erbittert die Zähne zusammen.

»Vielleicht hast du recht«, gab er zu. Und nach einer Weile des Nachdenkens: »Sag’ mal, Zamorra – gibt es nicht zu jedem Zauber einen Gegenzauber? Wenn wir den finden und anwenden würden, müßte Nicole doch wieder in einen normalen Menschen zurückverwandelt werden können. Oder irre ich mich da etwa?«

Hart lachte Zamorra auf. »Wenn! Die Betonung liegt auf wenn. Wir kennen den Originalzauber nicht, und wir kennen sein Gegenstück nicht. So sieht die Sache aus.«

Der Kulturhistoriker seufzte. »Madhvakrishna kennt vermutlich beide.«

»Höchstwahrscheinlich. Nur… wir haben den Guru nicht. Er ist, während ich mich noch um Nicole kümmerte, blitzschnell abgereist. Wohin? Ein Mensch mit seinen Fähigkeiten findet tausend Möglichkeiten, seine Spuren so zu verwischen, daß niemand ihn findet. Und ich bin ganz sicher, daß der Kerl größten Wert darauf legt, von mir nicht gefunden zu werden. Er wird erkannt haben, daß sein teuflischer Bann bei mir auf Granit gestoßen ist. Ganz klar, daß er jede weitere Konfrontation mit mir vermeiden will.«

Die Unterhaltung der beiden geriet ins Stocken. Jeder von ihnen hing seinen Gedanken nach, suchte nach einem gangbaren Weg, Nicole aus ihrer entsetzlichen Lage zu befreien.

Wie schon so manches Mal in ähnlichen Situationen wurde sich der Professor bewußt, wie viel ihm an dem Mädchen lag. Er würde alles für sie tun, im wahrsten Sinne des Wortes alles. Nur war niemand da, der ihm sagen konnte, was er denn tun sollte.

Dann kam ihm ganz plötzlich eine Gedanke.

»Sekere!«

»Wie?« fragte Bill.

Zamorra merkte erst jetzt, daß er unwillkürlich laut gedacht hatte.

Aber das machte nichts. Der Freund konnte ruhig teilhaben an seinen vagen Überlegungen.

»Ich dachte an den Kaa des Amon-Priesters«, erläuterte er. »Wenn wir mit ihm Verbindung bekommen können… Madhvakrishna hat sich fraglos eines ägyptischen Banns bedient. Die Hieroglyphen, die ich auf der Tischplatte leider zu spät entdeckt habe, lassen gar keinen anderen Schluß zu. Vermutlich hat der Guru die Formel von seinem neuen Herrn und Meister, dem Kaa dieses verfluchten Pharao bekommen. Und deshalb …«

»Verstehe schon«, sagte Fleming eifrig. »Wenn der Kaa des Nerferptah die Formeln kennt, müßte sie auch der Kaa dieses Priesters kennen.«

»Ja, in diese Richtung gingen meine Überlegungen!«

»Versuche es!« sagte Bill. »Versuche von dir aus, mit Sekere in Verbindung zu treten. Du bist kein normaler Mensch. Dein Amulett verleiht dir besondere Kräfte. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß dein Geist die Grenzen unserer Welt durchbricht und in jenseitige Bereiche vordringt. Du mußt es versuchen.«

Der Professor nickte langsam. Es stimmte, daß sein Geist unter bestimmten Voraussetzungen nicht an das Diesseits gebunden war. Er hatte dies in der Vergangenheit bereits bewiesen. Und vielleicht würde es ihm auch jetzt wieder gelingen.

Entschlossen nahm er den Talisman von seiner Brust. Er fühlte sich

jetzt ganz kühl an, wie ein Stein, der in normal temperiertem Wasser gelegen hatte.

Und auch der strahlende Silberglanz, den das Amulett entfalten konnte, war jetzt nur zu ahnen. Die magischen Kräfte, die in ihm ruhten, schlummerten zur Zeit. Aber Zamorra konnte sie jederzeit wecken.

Er lehnte sich ganz entspannt im Sessel zurück, umfaßte den Talisman mit fester Hand und drückte ihn gegen die Stirn. Dann konzentrierte er sich mit alter Kraft seines Bewußtseins, schaltete den Körper dabei völlig aus.

Sekere!

Sein Geist sandte die Gedankenströme, von den Kräften des Amuletts unerhört verstärkt, wie Speere in die Unendlichkeit der Dimensionen.

»Sekere, Priester des Amon, höre mich!«

Wieder und immer wieder ließ er den geistigen Ruf erschallen.

Eine Zeitspanne, die ihm vorkam wie die Ewigkeit, verhallte sein Hilferuf ungehört. Dann aber bekam er Antwort. Die Stimme Sekeres meldete sich.

Schwach war sie, diese Stimme, sehr schwach und kaum verständlich.

»Was willst du, Magier mit dem Silberglanz?«

»Ich brauche Hilfe, Priester des Amon!«

»Hilfe? Du brauchst Hilfe? Ich selbst brauche sie nötiger denn du. Neferptah, der Verfluchte, ist auf meiner Spur. Und da verlangst du, daß ich Hilfe dir gewähre? Dir, der du die Mitschuld trägst an meinem Unglück?«

Zamorra ließ nicht locker, wußte ganz genau, daß hier wahrscheinlich seine letzte Chance lag, Nicole zu retten.

»Nicht viel erbitte ich, Sekere. Nur eine Auskunft, eine kurze Auskunft.«

»So sprich, aber sprich schnell! Die Zeit ist mir unendlich kostbar.«

Der Professor sprach, erzählte alles, was sich im Hotel Hilton, das dem Kaa natürlich kein Begriff war, ereignet hatte.

»Die Formel brauche ich«, schloß er, »die Gegenformel, die den Bann des Verfluchten wieder löst.«

»Ich kann dir nicht helfen, Magier mit dem Silberglanz. Die Formel, die zu wissen du begehrst, die Flüche der Ewigen Umnachtung, kennt nur der Gott Ptah. Ptah selbst und seine Jünger. Frag' den Gott, frag' seine Jünger, frag' Neferptah.«

Verzweiflung begleitete die Gedankenströme Zamorras.

»Wie soll ich sie fragen? Niemals könnte ich mit ihnen in Verbindung treten, denn sie würden mich nicht hören.«

»Du kannst mit ihnen in Verbindung treten, Magier mit dem Silberglanz.«

»Und wie?«
»Indem du stirbst!«
»Was?«
»Wenn du stirbst, stehen deinem Kaa alle Wege in meinen Gefilden offen. Du kannst befragen, wen auch immer du beliebst.«
»Oh!«
Zamorra hatte begriffen. Als Toter würde er in der Lage sein, Nicole zu helfen. Genauer gesagt, sein Kaa würde dazu in der Lage sein.
Insgeheim stellte er sich die Gewissensfrage. War er bereit, für Nicole in den Tod zu gehen? Ja, grundsätzlich war er bereit dazu.
Wenn es keine andere Möglichkeit mehr gab, würde er für das Mädchen sterben.
Aber da war immer noch die Hoffnung, daß es einen anderen Weg gab, den er beschreiten konnte.
Und es gab noch einen anderen Weg.
»Höre, oh Magier mit dem Silberglanz«, drang Sekeres Stimme wieder in sein Bewußtsein. »Ein letztes Mal noch werde ich dir die Hand zur Hilfe reichen.«
»Ich höre, ich höre!«
»Es gibt eine Beschwörung, die man die ›Ewigkeit der drei Tage und Nächte‹ nennt. Du bist tot, wirst aber nach drei Tagen zum Leben auferstehen. Bereit wäre ich, die Formel dir zu verraten.«
»Sprich!«
»Eine Bedingung müßte ich stellen.«
»Ich tue, was du verlangst!«
»Wenn dein Kaa den Richterthron des Osiris passiert hat und in meinen Gefilden schreitet, verlange ich, daß dem Kampf gegen den Verfluchten du dich widmest. Mein Verbündeter mußt du sein, Neferptah für alle Zeit zu bannen.«
Spontan erklärte sich der Professor mit der gestellten Bedingung einverstanden.
»Wohlan, so höre!«
Der Kaa des Amon-Priesters nannte ihm die Formel für die Ewigkeit der drei Tage und Nächte. Gebannt lauschte Zamorra, hin- und hergerissen zwischen Hoffnung und verständlicher Todesangst.
Dann verklang die Stimme in seinem Bewußtsein. Der Professor war wieder allein mit sich und seinen Gedanken.
Eine ganze Weile noch starrte er tief in sich selbst versunken vor sich hin, so lange, bis ihm Bill Fleming die Hand auf die Schulter legte.
»Bist du wieder da, Zamorra?«
Der Professor nickte bestätigend.
»Und? Hast du den Kaa des Amonpriesters erreicht? Weißt du, wie Madhvakrishnas Bann zu brechen ist?«
»Nein, das nicht.«

Tiefe Enttäuschung zeigte sich im Gesicht des Historikers. »Und ich dachte schon, du hättest Erfolg gehabt«, murmelte er.

Zamorra lächelte ganz schwach.

»Ich sagte nicht, daß ich keinen Erfolg gehabt hätte«, verkündete er. »Es gibt einen Weg, einen Umweg, könnte man wohl besser sagen, der zur Rettung Nicoles führen könnte.«

»Ja?«

»Ich werde sterben«, sagte der Professor.

***

Bill Fleming hatte es sich nicht nehmen lassen, mit von der Party zu sein.

»Wenn du ins Reich der Toten einkehrst, dann kehre ich ebenfalls dort ein«, war seine Rede gewesen.

Zamorra war es nicht gelungen, ihn von seinem Vorsatz abzubringen.

Und dann war es soweit. Die lange Reise in den Herrschaftsbereich des Osiris konnte beginnen.

Ort der Beschwörungszeremonie Bills living room. Die Magie war an keine bestimmten Lokalitäten gebunden. Zamorra und Bill hatten sich auf den Teppich gekauert, die Augen in Richtung Westen orientiert. Zu ihren Füßen lagen, den alten Traditionen folgend, Eßwaren – Brot, Käse, Obst, Wein. Auf einem Endlospapier-Streifen hatten die beiden Männer ihre Tugenden und großen Taten festgehalten.

Umgeben wurde das ganze Arrangement von einem schwarzen Kreis, den sie mit Kohle auf den Teppich gezeichnet hatten. Mit Kohle, der Zamorra zuvor mit von Sekere erlernten Beschwörungen und seinem Amulett magische Kräfte verliehen hatte.

Die beiden Männer waren völlig entspannt, hatten sich in eine Art Selbsthypnose versetzt. Und Zamorra begann, die eigentliche Beschwörungsformel zu sprechen, die für sie die Ewigkeit der drei Tage und Nächte Wirklichkeit werden lassen würde.

Es war ein unheimliches Gefühl für sie beide. Müdigkeit fuhr in ihre Körper wie eine lähmende Droge. Die Glieder wurden schwer, schwerer noch als Blei. Sie spürten, wie alles in ihnen abstarb, wie sich das Blut verdickte, zuerst noch ganz träge durch ihre Adern und Venen floß, dann ganz zum Stillstand kam. Sie spürten, wie das Pochen ihrer Herzen schwächer wurde, schließlich ganz aufhörte.

Dunkelheit kehrte ein in ihr Bewußtsein. Erinnerungsbilder zerfielen in gegenstandslose Fetzen, verblaßten, schwanden ganz dahin.

Nichts war mehr!

***

Sie lebten.

Sie dachten, fühlten, sahen. Ihre Körper hatten sich nicht verändert, waren wie immer. Dieselben Muttermale, dieselben unverkennbaren

Zeichen, die sie von allen anderen unterschieden.
War überhaupt irgend etwas geschehen?
Nicht eine Sekunde zweifelten sie daran. Mit unumstößlicher Sicherheit wußten sie es: Sie waren tot!
Nicht ihre sterblichen Körper waren es, in denen ihr Geist jetzt ruhte. Ihr Kaa war es, in dem der Geist ein neues Zuhause gefunden hatte.
Ihr Kaa – ein genaues Ebenbild ihres Körpers. Geschaffen nicht für das Diesseits, sondern für das Jenseits.
Und sie waren jetzt im Jenseits.
Im Totenreich des Osiris, des Gottes der altägyptischen Unterwelt.
Sie standen in einer riesigen Halle, die von diffusem gelblichen Licht erleuchtet wurde. Eine sichtbare Lichtquelle gab es nicht. Die Halle war so hoch, daß sie die Decke nicht sehen konnten. Rechts und links, vor und hinter ihnen, türmten sich Felswände auf, schroff und schwarz wie die ewige Nacht. Geradeaus, in einer nur schwer abschätzbaren Entfernung, erkannten sie ein großes Loch, das wie ein Tor in den Felsen gähnte.
Zamorra und Bill – die Kaas Zamorras und Bills – sahen sich an.
»Wir haben es geschafft!« sagte Zamorra.
Er sprach in einer Sprache, die er nicht kannte, die er nie gelernt hatte und die er doch beherrschte, als hätte er nie eine andere gesprochen.
Es war die Sprache der Toten, die jedem Kaa von Natur aus mitgegeben war.
»Ja, wir haben es geschafft«, sagte auch Bill. »Komisches Totenreich. Sieht so verdammt normal aus. Diese Felsenhalle könnte irgendwo in Amerika oder Europa liegen.«
»Vielleicht ist die Welt des Osiris ebenfalls ein Ebenbild unserer Welt? So wie der Kaa ein Ebenbild des irdischen Körpers ist?« antwortete der Professor sinnend.
Während sie noch sprachen, hatten sie sich in Bewegung gesetzt.
Ohne eigenen Antrieb stellten sie, einem Zwang folgend, Fuß vor Fuß, gingen sie zielstrebig auf das Tor in den Felsen zu.
Sie sprachen jetzt nicht mehr, versuchten mit sich selbst und ihrer neuen Existenz ins reine zu kommen.
Bill hat recht, dachte Zamorra. Er spürte kaum einen Unterschied zu seinem bisherigen Dasein im Diesseits.
Nur daß er nackt war, in einer unbekannten Sprache redete – und dachte – und sich fühlte wie neugeboren.
Und noch einen Unterschied gab es zu seinem normalen menschlichen Körper.
Die nicht durch den natürlichen Alterungsprozeß hervorgerufenen Veränderungen und Beeinträchtigungen des Körpers besaß der Kaa nicht. Die Blinddarmnarbe, die Rißwunde an der Wange, die ihm die

rasende Nicole im Hilton zugefügt hatte, andere Stempelabdrücke des Lebens mehr – all dies fehlte. Der Kaa präsentierte sich so, wie sich der Körper wohl präsentieren würde, wenn man ihn sofort nach der Geburt in Watte gepackt und seitdem keimfrei ernährt hätte.

Er machte den Freund auf diese Feststellung aufmerksam. Aber er sagte Bill damit nichts Neues, denn auch der war bereits zu dieser Erkenntnis gekommen.

Sie hatten sich jetzt dem Felsentor weitgehend genähert. Aber sie konnten nicht hindurch blicken. Ein rötlich flimmernder Lichtvorhang versperrte die Sicht.

Als sie noch näher herankamen, erkannten sie, daß es sich um eine Feuerlohe handelte. Aber das Feuer war kalt, verbreitete keine Hitze, nicht einmal Wärme.

Sie wollten stehenbleiben, wollten das Phänomen erst einer Überprüfung unterziehen. Diese Absicht konnten sie jedoch nicht verwirklichen. Sie hatten keinen Einfluß auf ihre Füße, die wie selbstständige Wesen, jeder bewußten Kontrolle entzogen, weiterschritten, als würden sie von unsichtbaren Fäden gezogen.

Zamorra und Bill nahmen es hin, ohne dagegen anzugehen. Sie wußten, daß sie in dieser Welt Gesetzmäßigkeiten unterlagen, auf die sie keinen Einfluß ausüben konnten. Alles war vorbestimmt – die Materialisation aus dem Nichts, der zwangsmäßige Marsch durch die Felsenhalle, das Durchschreiten des kalten Feuervorhangs. Den Toten blieb keine Wahl, sie mußten gehorchen.

Trotzdem war ihnen nicht sehr wohl, als sie in die Waberlohe hineinschritten. Zuckende Flammen, kalt wie Eis, umspielten sie wie die Wellen eines roten Ozeans, in dem sie unterzugehen glaubten.

Sie hatten das Gefühl, über Glas zu gehen, das jeden Augenblick unter ihnen zerbrechen konnte und sie in einen unendlichen Abgrund stürzen lassen würde.

Dann, von einem Herzschlag zum anderen, waren sie hindurch.

Strahlende, gleißende Helligkeit empfing sie. Leuchtende Farben überall, sinnverwirrend, blendend, prächtig und schrecklich zugleich.

Sie blieben stehen. Nicht weil ihre Füße sie dazu zwangen, sondern aus eigenem Antrieb. Sie waren auf einmal wieder in der Lage, die Herrschaft über ihre Glieder selbst auszuüben.

Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an den wirbelnden Licht- und Farbenzauber. Details schälten sich heraus, fügten sich zu Szenenausschnitten und schließlich zu einem Gesamtbild zusammen.

Es war ein atemberaubendes Bild, ein furchteinflößendes Bild, dem aber auch das Majestätische und Großartige nicht fehlten.

Das Totengericht des Osiris!

In der Mitte saß der Totengott selbst, auf einem federgeschmückten Thron aus purem Gold, über und über mit Smaragden, Rubinen und

zahllosen anderen Edelsteinen besetzt.
Osiris war eine erschreckende Erscheinung. Am ganzen Körper in Bandagen eingewickelt, eine lebende Mumie. Sein Gesicht, menschlich und doch auf geheimnisvolle Weise unmenschlich, leuchtete giftgrün. Riesengrüne Augen von unergründlicher Tiefe zogen die Betrachter in ihren Bann. Auf dem Kopf trug er die Pharaonenkrone beider Reiche.
Ringsum Osiris gruppierten sich zahlreiche furchtbare Gestalten.
Menschliche Körper mit Tier- und Phantasieköpfen.
Schakale mit raffenden Aaszähnen, züngelnde Schlangen, Stiere mit nadelspitzem Hörnern, tückisch blickende Katzen, Krokodile mit mordgierig aufgerissenen Rachen…
Schattenfresser, Flammenauge, Blutspeier…
Die zweiundvierzig Dämonen der Letzten Gerichtsbarkeit.
Jeder von ihnen schwang ein gewaltiges edelsteingeschmücktes Messer in der Hand, bereit dem Abzuurteilenden seine ewige Strafe zuzuteilen.
Zwei Gestalten traten jetzt an Zamorras und Flemings Seite.
Strengblickende Frauen in enganliegenden schwarzen Gewändern.
Sie ergriffen die beiden Neuankömmlinge an der Hand, führten sie vor den Thron des Totengottes und verschwanden wieder im Hintergrund.
Die unheimlichen Augen des Osiris richteten sich auf Zamorra und Bill, die sich unter diesem alles ergründenden Blick klein und winzig vorkamen.
Der Gott streckte eine seiner bis zu den Fingerspitzen bandagierten Hände aus, machte damit eine kreisende Bewegung und hielt plötzlich eine Papierrolle in den Fingern.
Jenen Endlos-Streifen, den Bill und der Professor in Flemings living room mit Selbstbeweihräucherungen präpariert hatten!
Osiris maß sie prüfend von oben bis unten und vertiefte sich dann in ihr Totenbuch. Er schien den gesamten Inhalt mit einem einzigen Blick umfaßt zu haben, denn schon eine gute Sekunde später blickte er wieder auf.
Dann sprach er zu ihnen, mit lauter dröhnender Baßstimme.
»Was hier geschrieben steht, ist die Wahrheit? Nichts als die reine Wahrheit?«
»Ja!« antworteten Zamorra und Bill wie aus einem Munde.
Ein feuriger Glanz trat in Osiris übergroße Augen.
»Lüge!« donnerte er.
Kaum hatte er das Wort gesagt, als sich aus den Reihen der Dämonen eine Gestalt löste. Die Kreatur hatte den Schädel einer Sandviper. Eine gespaltene, dreieckige Zunge und umspielte das lippenlose Maul, aus dem widerwärtige Geifertropfen flossen.
Mit erhobenem Messer stürmte der Dämon auf die beiden los.

»Ich bin Gifthauch, der Gerechte, der die Lügner straft«, schrie er ihnen entgegen.

Und dann war er heran, schwang sein Messer gegen den Professor. Zamorra wich zwei Schritte zurück, spannte die Muskeln und duckte sich. Schon schoß die Messerhand des Dämons auf ihn zu.

Der Professor reagierte gedankenschnell, packte den Unterarm des Schlangenköpfigen und versuchte, ihn herumzudrehen.

Genauso gut hätte er versuchen können, den Kolben eines laufenden Rolls-Royce-Motors zum Stillstand zu bringen. Sein Griff blieb vollkommen wirkungslos. Der Dämon schüttelte ihn ab, als habe sich lediglich eine lästige Fliege auf seinen Arm gesetzt. Die Klinge des Messers drang in Zamorras Oberschenkel.

Unwillkürlich schrie der Professor auf. Der Kaa spürte Schmerz genauso intensiv wie der menschliche Körper. Blut floß aus der Wunde, tropfte auf den Boden.

Der Dämon hatte inzwischen wieder von ihm abgelassen und sich Bill zugewandt. Auch der Historiker leistete Widerstand, wollte vielmehr Widerstand leisten. Seine Gegenwehr war so aussichtslos wie die des Freundes. Die Klinge des Schlangenköpfigen, der sich Gifthauch genannt hatte, bohrte sich in Bills Bein, millimetergenau an derselben Stelle wie bei Zamorra.

Sekunden später war der Dämon wieder in die Reihe der seinen zurückgekehrt.

Osiris sprach wieder zu ihnen.

»Habt ihr gemordet oder anderen befohlen, in eurem Namen zu morden?«

Zamorra zögerte mit der Antwort.

Der Schmerz in seinem Oberschenkel gemahnte ihn, nicht leichtfertig »Nein« zu rufen. Dieses Totengericht schien es mit der Wahrheit sehr genau zu nehmen. Wenn es schon die kleinen Übertreibungen in ihrem Rechtfertigungsbericht als strafenswürdige Lügen ansah, war es angebracht vorsichtig zu sein.

»Antworte, Verstorbener!« herrschte der Totengott sie an.

Der Professor räusperte sich.

»Gemordet aus Haß, Habgier oder Rachegelüsten haben wir nicht«, antwortete er wahrheitsgemäß. »Wohl aber schon getötet. Um uns selbst oder andere vor dem Bösen zu schützen.«

Ein Dämon mit dem Schädel eines zähnefletschenden Bluthunds, der bereits sprungbereit dagestanden hatte, entspannte sich wieder.

Auch Osiris schien mit Zamorras Antwort, die Bill nickend bestätigt hatte, zufrieden zu sein. Er fuhr fort.

»Habt ihr Ehebruch getrieben, vergewaltigt oder geschändet?«

Diesmal brauchten die beiden Männer nicht zu überlegen. Ihr »Nein!« kam einhellig und ohne das geringste Zögern.

»Habt ihr den Armen genommen und die Ohnmacht der Alten und Kranken genutzt?«

»Nein!«

»Habt ihr…«

Weiter und weiter ging es. Osiris fragte sie nach jeder einzelnen der zweiundvierzig Sünden. Und immer konnten sie befriedigende Antwort geben. Bei einigen läßlichen Sünden gaben sie offen zu, sie begangen zu haben. Ihr Bekenntnis wurde jedoch anscheinend positiv gewertet, denn keiner der Dämonen trat vor, um sie zu bestrafen.

Nur einmal noch ereilte sie die Gerechtigkeit des Totengerichts, das ihnen in diesem speziellen Fall allerdings nicht so sehr gerecht, als vielmehr äußerst engstirnig vorkam.

»Habt ihr jederzeit die wahren Götter geehrt und Opfer ihnen dargebracht?« fragte der Grüngesichtige.

Nur zögernd verneinten Zamorra und Bill. Sie ahnten, daß diese ihre Unterlassung in den Augen dieses Gerichtshofs ein schwerwiegendes Verbrechen war. Und ganz sicherlich würde man auch ihren Einwand nicht beachten, daß sie ja schließlich einem anderen Kulturkreis angehörten.

So war es.

Einer der Dämonen attackierte.

Es war eine Gestalt mit einem Ibiskopf, furchterregend mit dem langen, gebogenen Schnabel und fanatisch blitzenden Vogelaugen.

»Ich bin Gottesauge, der Gerechte, der die Ketzer und Frevler wider die höchste Ordnung straft«, tobte der Dämon.

Zamorra wußte, daß es absolut sinnlos war, einen Versuch zu unternehmen, der Bestrafung zu entgehen. Eine Fluchtmöglichkeit gab es nicht Und Gegenwehr? Jeder einzelne Dämon war stärker als eine ganze Armee von Kriegern.

Er schloß die Augen, um nicht mit ansehen zu müssen, was der Ibisköpfige ihm antun würde.

Vor Schmerz und Entsetzen glaubte er bald wahnsinnig zu werden.

Der Dämon hatte ihn ins rechte Auge gestoßen und die Pupille zielgerecht durchbohrt.

»Damit du nicht siehst der fremden Götter falschen Glanz.« Mit diesem hämischen Satz begründete er seine brutale Tat.

Bill Fleming hatte gesehen, was mit dem Professor geschehen war.

Auch er war sich grundsätzlich völlig darüber im klaren, daß er seinem Schicksal so oder so nicht entgehen konnte. Aber die automatischen Reflexe, die in seinem Kaa genauso vorhanden waren wie in seinem menschlichen Körper, übernahmen das Kommando.

Konnte es etwas Schrecklicheres geben, als geblendet zu werden?

Noch dazu sehenden Auges? Wohl kaum.

Als Gottesauge auf ihn eindrang, leistete er wider besseres Wissen

erbitterte Gegenwehr. Er war ein geübter Kämpfer und konnte sehr clever sein, wenn er wollte. Und wenn er es auch an Stärke nicht mit dem Dämon aufnehmen konnte, so blieben ihm doch seine Geschicklichkeit und seine Schnelligkeit.

Er sprang zur Seite, versuchte erst gar nicht, den zustoßenden Messerarm des Ibisköpfigen zu bremsen. Statt dessen ging er selbst zum Angriff über. Der Dolch des Dämonen ging fehl, und Bill nahm seine vermeintliche Chance wahr. Seine Handkante schnellte vor und traf den Vogelköpfigen unmittelbar über dem Schnabelansatz.

Der Dämon war sichtlich überrascht. Wahrscheinlich hatte noch nie ein Kaa gewagt, sich handgreiflich gegen das Totengericht aufzulehnen. Bill nutzte die momentane Fassungslosigkeit Gottesauges und führte den zweiten Schlag. Diesmal schmetterte seine Handkante gegen den Hals des Gegners. Gleichzeitig trat er den Dämon wuchtig in den Unterleib.

Aber diese Aktionen brachten ihm keinen dauerhaften Erfolg.

Gottesauge hatte seine Verblüffung überwunden. Die Treffer, die der Historiker gelandet hatte, waren nicht imstande gewesen, ihn zu erschüttern. Er hatte Hiebe und Tritte weggesteckt wie harmlose Mückenstiche.

Ohnmächtig mußte Zamorra mit ansehen – das gesunde Auge erfüllte nach wie vor seinen Dienst – wie der Ibisköpfige jetzt mit der freien Hand nach dem Freund langte und ihn festhielt wie eine Stahlklammer. Dann stieß die Dolchhand wieder zu. Und nun gab es für Bill kein Entkommen mehr.

Der gequälte Aufschrei des Freundes ging Zamorra durch Mark und Bein.

Nach der vollzogenen Bestrafung, die Osiris und seine Henkersknechte beifällig verfolgt hatten, zog sich Gottesauge auf seine Ausgangsposition zurück.

Der bedauernswerte Bill hatte jedoch den Kelch des Leidens noch nicht bis zur Neige geleert. Nicht minder Entsetzliches wartete noch auf ihn.

Ein weiterer Dämon sprang aus der Phalanx der Osiris-Helfer. Löwenhäuptig, mit langer, rotbrauner Mahne, stark von Gestalt.

Während sich Bill noch vor Schmerzen krümmte, trat die Kreatur auf ihn zu.

»Ich bin Tatzenschläger, der Gerechte, der diejenigen straft, die die Hand gegen die Erhalter der Ordnung heben.«

Dann ließ er sein Messer durch die Luft zischen und trennte mit einem einzigen Streich Bills rechten Arm vom Rumpf.

Zamorra knirschte mit den Zähnen. Es bedurfte einer ungeheuren Willensanstrengung, das Furchtbare als Zeuge miterleben zu müssen und doch nicht eingreifen zu können. Aber sein Geist behielt die

Oberhand über die beinahe allzu menschlichen Instinkte des Kaa.

Mit den Kräften, die einem Kaa zur Verfügung standen, war die Aussichtslosigkeit jedes Widerstands vorgegeben. Ja, wenn er sein Amulett bei sich gehabt hätte, wäre es vielleicht möglich gewesen, etwas zu unternehmen. Merlins Magie mochte stärker sein als die der ägyptischen Totenwelt. Aber solche Überlegungen waren müßig. Das Amulett hatte die Reise in diese Dimension nicht mitgemacht, ruhte auf der Brust seines menschlichen Körpers, weit, weit entfernt im Herzen einer irdischen Stadt namens New York.

Die Mumie auf dem Richterthron übernahm jetzt wieder die Handlungsführung. Die letzten der zweiundvierzig Sünden wurden abgefragt.

Trotz der Schmerzen, die Zamorra und Bill spürten, antworteten sie prompt und schnell. Alles andere wäre vermutlich mit neuen Verstümmelungen geahndet worden.

Dann kam die letzte Frage. Und auch die beantworteten die beiden zur Zufriedenheit des Totengerichts.

Die »Verhandlung« war vorüber.

Von irgendwoher kam eine Gestalt mit golden glänzendem Falkenkopf und stellte sich in die Mitte zwischen Zamorra und Bill.

Der Professor wußte sofort, wen er vor sich hatte.

Horus, den Sohn des Osiris.

Der Falkengott nahm je eine Hand der beiden Männer und geleitete sie bis dicht vor den Thron seines Vaters.

»Siehe, Vater!« sagte er. »Hier sind zwei, die Einlaß begehren in dein Reich. Ihre bösen Taten sind gerächt, so daß kein Makel mehr an ihnen ist. Willst du ihrem Begehren entsprechen?«

»Einlaß sei ihnen gewährt!« antwortete Osiris.

Er hob den Peitschenwedel, den er in der bandagierten Hand hielt, und ließ die Enden gegeneinander klatschen.

Donner hallte durch den Saal, und ein weißer Blitz flammte auf.

Zamorra und Fleming hatten das Gefühl, von riesigen, unsichtbaren Händen gepackt zu werden. Die Hände nahmen sie hoch und trugen sie mit so irrsinniger Geschwindigkeit davon, daß die beiden Männer augenblicklich das Bewußtsein verloren.

***

Als Zamorra und Bill wieder zu sich kamen, glaubten sie im ersten Moment, ihrem Auge nicht trauen zu dürfen.

»Verdammt«, sagte Bill spontan. »Es ist schiefgegangen. Wir sind schon wieder in unserer eigenen Welt.«

Auf den ersten Blick sah es so aus.

Was sie vor sich sahen, war eindeutig Bill Flemings New Yorker living room. Die Couchecke, der Glastisch, die fünfarmige Lampe, der

chinesische Seidenteppich…

Aber ihnen wurde schon im nächsten Moment klar, daß sie einem Irrtum unterlegen waren.

Was sie tatsächlich sahen, war nur ein Ausschnitt aus Flemings Wohnung. Der größte Teil des Livingroom war nicht vorhanden.

Vor allem fehlten die Wände. An ihrer Stelle sahen sie nur einen undurchsichtigen, bläulich schimmernden Lichtvorhang.

Und nicht nur ihre Umgebung verriet ihnen, daß sie nicht zu Hause waren. Sie brauchten sich nur gegenseitig zu betrachten, dann konnte es gar keine Mißverständnisse mehr geben.

Ihre zerstochenen rechten Augen, Bills fehlender Arm, die Oberschenkelwunden…

»Oh, ich verstehe«, berichtigte sich der Amerikaner selbst.

»Wirklich?«

»Ich glaube schon. Die Pharaonen bauten sich Pyramiden für das Weiterleben im Totenreich. Die Reichen ließen sich in mit allem Komfort ausgestatteten Gräbern bestatten. Und wir… Nun ja, als unser Kaa aus unserem Körper entwich, befanden wir uns in meiner Wohnung. Der living room war sozusagen unser Grab, dessen magisches Ebenbild uns ins Jenseits gefolgt ist. Nur haben wir wahrscheinlich den magischen Kohlekreis nicht weit genug gezogen, um die gesamte Wohnung hier vorzufinden.«

Zamorra nickte zustimmend. »So ungefähr muß es sein.«

Er zeigte vor sich auf den Fußboden. »Und da sind ja auch unsere Speisen und Getränke. Für die erste Mahlzeit in unserer neuen Heimat wäre damit wohl gesorgt.«

»Trifft sich gut«, sagte Bill. »Ich habe nämlich mittlerweile einen ziemlichen Hunger.«

Er bückte sich und nahm eine Banane auf. Er schälte sie, ein bißchen umständlich, da er nur eine Hand besaß, und biß herzhaft hinein. In Sekundenschnelle hatte er die ganze Banane verzehrt.

Erstaunliches geschah. Die leere Schale füllte sich wieder, schloß sich um das aus dem Nichts gekommene Fruchtfleisch. Bill hielt wieder eine völlig unversehrte Banane in der Hand.

»Das ist ja ein Ding«, murmelte er. Fleming legte die Frucht aus der Hand, griff nach der Weinkaraffe und machte einen tiefen Schluck.

Der verblüffende Vorgang wiederholte sich. Im Handumdrehen war die Karaffe wieder voll gefüllt.

»Wenn wir das vorher gewußt hätten«, sagte der Professor, »wä- ren wir wohl nicht so einfältig gewesen, uns auf Brot, Käse, Bananen und sauren Wein zu beschränken. Stell dir vor – Kaviar, Trüffel, vielleicht eine reich garniertes Château Briand, dazu Champagner, Chivas Regal…«

Zamorra stockte plötzlich. Er mußte verrückt geworden sein, solche

Gedankenspielereien anzustellen. Hatte ihnen das Totengericht nicht übel genug mitgespielt?

Er konzentrierte sich auf seinen Körper. Nein, auf seinen Kaa. Der verletzte Oberschenkel schmerzte nicht mehr. Und er blutete auch nicht mehr. Nur eine Narbe, die aussah, als sei sie schon Jahre alt, war zurückgeblieben. Ähnlich verhielt es sich mit dem durchstochenen Auge. Wenn er davon absah, daß er auf der rechten Seite nichts sehen konnte, fühlte er sich wohl.

Er tauschte seine Beobachtungen mit Bill. Auch der Freund fühlte sich absolut schmerzfrei. Allerdings mußten sie wenig später die Feststellung machen, daß die Funktionstüchtigkeit des durchstochenen Beins gelitten hatte. Wahrscheinlich war eine Sehne dauerhaft in Mitleidenschaft gezogen worden. Sie konnten sich nur leicht humpelnd vorwärtsbewegen.

Ansonsten jedoch fühlten sie sich in keiner Weise beeinträchtigt.

Ja, sie waren sogar ausgesprochen unternehmungslustig. Es lag kein Grund vor, sich nicht sofort dem eigentlichen Zweck ihres auf drei Tage und drei Nächte befristeten Besuchs in dieser Welt der Toten zuzuwenden.

»Wie kommen wir raus aus unserer gemütlichen Behausung?« fragte Bill.

»Die Tür ist leider auch nicht mitgekommen.«

Zamorra ließ seinen Blick auf das bläuliche Leuchten fallen, das hier die Wände ersetzte.

»Lichttore scheinen in dieser Welt große Mode zu sein«, sagte er in Erinnerung an ihren Eintritt in den Gerichtssaal des Osiris.

Entschlossen ging er auf eine der Lichtwände zu und schritt ganz einfach hinein. Seine Spekulation ging auf.

Ganz kurz fuhr ihm eisige Kälte in die Glieder, dann war er hindurch. Der Freund folgte ihm wenig später nach.

Eine imposante Szenerie breitete sich vor ihnen aus.

Sie standen auf einem kleinen Hügel und blickten in ein sanft abfallendes Tal hinunter. Grünende Wiesen, blühende Blumen und exotische Gewächse, kleine Wäldchen überall. In unweiter Entfernung wand sich ein rauschender Bach durch die Landschaft.

»Ich werde verrückt«, sagte Bill beeindruckt. »Der Garten Eden!«

»Sein ägyptisches Gegenstück, würde ich eher sagen«, entgegnete der Professor. »Sieh* mal da drüben!« Er streckte die Hand aus und wies zu einem gegenüberliegenden kleinen Berg, auf dessen Gipfel eine riesige Pyramide sichtbar war.

Der Bau war unverkennbar: Die große Cheops-Pyramide von Gizeh.

Und sie sahen noch zahlreiche andere Zeugnisse altägyptischer Baukunst. Mastabas in allen Größen, aufwendig und prunkvoll einerseits, kümmerlich und schäbig andererseits. Grabmäler, die sich

die Menschen während ihres irdischen Lebens für das Jenseits geschaffen hatten.

Wie ungerecht, fuhr es Zamorra durch den Kopf.

Die Reichen, die Einflußreichen, die Herrschenden, die bereits »drüben« privilegiert gewesen waren, hatten auch hier wieder das bessere Ende für sich. Zumindest was ihre Wohnverhältnisse anbetraf. Ihr körperliches Wohlbefinden jedoch…

Als Zamorra und Bill ins Tal hinuntermarschierten, sahen sie auch Menschen, die Kaas von Menschen natürlich.

Und hier hörte der Unterschied zwischen arm und reich auf, hatte die sogenannte Gerechtigkeit des Totengerichts als großer Gleichmacher gewirkt.

Kaum jemanden sahen sie, den die Messer der Dämonen nicht gestraft hatten. Oft auf eine so grausame, entsetzliche Weise, daß ihnen ihre eigenen Verstümmelungen vergleichsweise harmlos erschienen.

Ihr Eindruck, sich im Paradies zu befinden, verlor einiges von seiner Faszination.

»Ich glaube, es wird Zeit, daß wir uns langsam mit den Sitten und Gebräuchen bekannt machen, die hier herrschen«, sagte der Professor. »Wenn wir Neferptah finden wollen, können wir nicht herumlaufen wie neugeborene Kinder.«

Sie gingen weiter ins Tal hinab und kamen auf ihrem Weg zu einer Steinhöhle, vor der ein alter, weißhaariger Mann saß und mit unbewegtem Gesicht in den sonnenlichtüberfluteten, wolkenlosen Himmel blickte.

Sie blieben stehen, blickten auf den Mann hinab. Er wies keine sichtbaren Verstümmelungen auf, schien auf der Erde ein Mensch gewesen zu sein, der gar nicht oder nur unwesentlich gegen die Ordnung verstoßen hatte.

Der Alte richtete wasserhelle Augen auf die beiden Männer, die ihm die Sonne verstellten.

Zamorra sprach ihn an: »Sei gegrüßt, alter Mann.«

Es war nicht die originellste Methode, mit einem Fremden ins Gespräch zu kommen, aber Etikette spielte in diesem Fall wohl keine Rolle.

Ausdruckslos neigte der Alte leicht den Kopf, sagte aber nichts.

»Wir sind fremd in diesen Gefilden«, fuhr der Professor fort. »Soeben erst angekommen.«

Interesse blinkte in den Augen des anderen auf.

»Es kommen nicht viele in diesen Jahren«, sagte er.

Das konnte sich Zamorra denken. Die Zeit der altägyptischen Totenrituale war vorbei. Wenn er und Bill sich nicht der von Sekere in Erfahrung gebrachten Beschwörungszeremonie des alten Nillandes

unterzogen hätten, wären sie ganz sicher niemals in dieser Region des Jenseits gelandet.

»Wir suchen jemanden«, sagte der Professor. »Einen Pharao.«

»Es gibt viele Pharaonen hier im Reiche des Osiris«, antwortete der alte Mann.

»Sein Name ist Neferptah.«

»Neferptah, Neferptah«, wiederholte der Greis. »Ein Pharao, sagt Ihr? Wann war die Zeit seiner Herrschaft?«

»Er gehörte der achtzehnten Dynastie an.«

»Und kehrte erst jetzt ein ins Reich des Osiris? Dein Reden ist wie Fliegengesumm, Fremder.«

Zamorra erzählte ihm vom Bann Sekeres, der den Kaa des Pharaos gebunden hatte.

»Nichts weiß ich vom Schicksal des Neferptah«, antwortete der alte Mann.

»Auch ist mein Interesse gering an seiner Sache. Wenn ihr zu sprechen ihn begehrt, ruft ihn. Und wenn es ihm beliebt, euch zu erhö- ren, wird er den Arm euch reichen.«

Der Professor blickte verständnislos. »Rufen? Arm reichen?«

Zum ersten Mal lächelte der Greis.

»Offenkundig ist es, daß ihr fremd seid im Reiche des Osiris«, meinte er.

»So ist es.«

»Ihr werdet alles lernen, denn ihr habt unendlich viel Zeit. Alle Zeit der Ewigkeit.«

Zamorra wollte ihm nicht auf die Nase binden, daß die Ewigkeit für sie bereits nach drei Tagen und Nächten aufhören würde.

»Vorteilhafter ist es, manches bereits am Anfang der Ewigkeit zu wissen«, meinte er deshalb. »Sag' uns, weiser Mann – wie ruft man jemanden, auf daß er einem den Arm reicht?«

Der Alte kicherte. »Weiser Mann, weiser Mann! Plump sind sie, deine Schmeicheleien, Fremdling. Ich war Seifensieder in der alten Hafengasse von Theben, und niemals konnte ich weise mich nennen. Aber ich will freundlich zu euch sein, denn plumpe Schmeicheleien sind besser als keine. So seht zu und lernt!«

Der Greis, auf seinem Stein sitzend, schloß die Augen und entspannte seine Gesichtszüge. Dann sagte er mit monotoner Stimme:

»Snofretep, Snofretep, Snofretep, höre mich!«

Einige Sekunden geschah nichts.

Dann entstand unmittelbar vor dem Alten ein kreisförmiges nebliges Gebilde in der Luft. Die Schwaden im Zentrum lichteten sich, drängten zum Rand hin.

Die Gestalt eines anderen alten Mannes wurde sichtbar. Sie sagte:

»Du hast mich gerufen, Ramose?«

Der Seifensieder nickte. »Gelüstet es dich nach einem Plauderstündchen über die alten Zeiten, mein Freund Snofretep?« erkundigte er sich.

»Mein Herz lacht bei dem Gedanken«, antwortete der andere.

»Komm!«

Die Gestalt im Nebel streckte einen Arm aus. Der Seifensieder erhob sich.

»Ich hoffe, ihr habt die Lektion gelernt«, sagte er zu Zamorra und Bill. Dann näherte er seine eigene Hand der des anderen und ließ sich in den Nebel hineinziehen. Sogleich löste sich das Gebilde auf und verschwand. Und der Seifensieder war ebenfalls verschwunden.

Zamorra und Fleming tauschten einen verblüfften Blick.

Bill sagte: »Wenn das alles ist… Das sollten wir auch noch bewerkstelligen können. Wie ist es? Versuchen wir es gleich mal mit unserem Freund Neferptah?«

Der Professor machte ein bedenkliches Gesicht. »Ich bezweifele stark, daß der Pharao so freundlich reagieren würde. Vielleicht schickt er uns einen Tiger durch den Nebelring. Oder einen Korb mit Schlangen.«

»Durchaus denkbar«, stimmte der Amerikaner zu.

»Ich hätte eine andere Idee«, sagte Zamorra. »Warum versuchen wir nicht, uns mit Sekere in Verbindung zu setzen? Der Amon-Priester hat schließlich dafür gesorgt, daß wir in dieses Totenreich gelangen konnten.«

Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Zamorra setzte sich auf den Stein, den der alte Seifensieder geräumt hatte, machte eine kurze Meditationsübung und schloß, dem Beispiel des Alten folgend, die Augen.

»Sekere, Sekere, Sekere, höre mich!«

Im Stillen hatten sie eigentlich nicht damit gerechnet, daß es funktionieren würde. Und sie sahen sich in ihren pessimistischen Erwartungen auch nicht getäuscht. Keine Nebel wallten auf, keine Gestalt wurde sichtbar.

»Vielleicht bist du nur nicht zwingend genug«, meinte Bill. »Laß mich es mal versuchen.«

Sie tauschten den Platz, und der Historiker wiederholte das Rufzeremoniell. Mit dem gleichen negativen Erfolg.

»Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß uns der Priester nicht hören will«, theoretisierte der Professor. »Vielleicht befürchtet er eine Falle seines Feindes Neferptah.«

Abermals tauschten die beiden Freunde den Platz. Zamorra konzentrierte sich intensiv.

»Sekere, Sekere, Sekere, höre mich! Ich bin es, der Magier mit dem Silberglanz!«

Und tatsächlich – diesmal blieb sein Ruf nicht ungehört.

Der schon bekannte Nebelkreis formte sich. Und dann sahen sie ihn. Klein von Gestalt, ausgesprochenes Dutzendgesicht. Nur die intelligenten Augen deuteten an, daß mehr in dem Mann steckte, als auf den ersten Blick zu vermuten war.

»Sekere?« fragte der Professor.

Ein schnelles Kopfnicken. »Bist du allein?«

»Ein Freund ist bei mir«, sagte Zamorra. Er winkte Bill vor den Nebelkreis.

»Sonst niemand?« erkundigte sich der Amon-Priester.

»Niemand!«

»Dann schnell!«

Sekere streckte ihnen seine Rechte entgegen.

***

Man mußte sich wohl erst daran gewöhnen, in von Fackeln erleuchteten Grabkammern zu wohnen. Auch wenn sie so – relativ – komfortabel ausgestattet waren, wie das Innere der Mastaba des Wesirs Aja-Chet, in die sich Sekere aus Furcht vor dem verfluchten Pharao geflüchtet hatte. Die Tatsache, daß Zamorra und Bill auf goldenen Stühlen saßen, trug jedenfalls nicht zu ihrem Wohlbefinden bei.

Auch Sekere selbst, der ihnen gegenübersaß und aus einem Krug trank, dessen Boden er vermutlich niemals sehen würde, war weit davon entfernt, sich wohlzufühlen.

Er hatte Angst, mörderische Angst.

»Neferptah ist ein Teufel«, sagte er.

»Seine Rache an allen, die ihn damals stürzten und mit dem Bann belegten, wird furchtbar sein. Töten wird er uns alle. Und ich, der ich der Vater seines Sturzes bin, werde der erste sein.«

Zamorra fand es ausgesprochen komisch, daß ein Toter befürchtete, getötet zu werden.

»Was geschieht, wenn ein Kaa getötet wird?« erkundigte er sich.

Sekere warf die Arme in die Luft.

»Das große Nichts!« rief er verzweifelt. »Es gibt kein Jenseits nach dem Jenseits. Der Geist wird vom großen Nichts verschlungen wie das Schwein vom Krokodil. Alles ist dann zu Ende!«

»So kann also jeder Kaa hingehen und einen anderen umbringen, wenn er dazu Lust verspürt? Und wie wird die Tat geahndet? Würden Osiris und der Gerichtshof der Dämonen nicht gegen den Mörder einschreiten?«

Die Antwort des Amon-Priesters überraschte Zamorra und Bill sehr.

»Kein Kaa kann einen anderen töten«, sagte er. »Auch verletzen kann er ihn nicht. Seht!«

Sekere verließ seinen Stuhl, nahm von einem Wandvorsprung ein

golden glänzendes Stilett und kam auf Zamorra zu.
»Fürchte dich nicht«, sagte er. Er nahm den Arm ein Stückchen zurück und ließ ihn dann nach vorne zucken.
Wie ein von der Sehne schnellender Pfeil näherte sich die spitze Klinge der Brust des Professors.
Zamorra reagierte gedankenschnell. Er warf sich zur Seite und packte gleichzeitig die heimtückische Mörderhand und schmetterte sie auf die Lehne des goldenen Stuhls. Das Stilett fiel auf den Boden.
Bill hatte fast genauso schnell reagiert. Er war hochgefedert und nahm das Messer jetzt an sich. Drohend trat er auf Sekere zu, den Zamorra inzwischen erbittert weggestoßen hatte.
»Du hinterlistiger Meuchelmörder«, tobte er. »Eigentlich sollte man dir die Klinge in den Bauch rammen, so daß sie hinten wieder rauskommt.«
Der Priester lächelte.
»Tu es, mein Freund«, sagte er. Und dann stellt er sich einladend in Positur.
Bill runzelte die Stirn. Zwar hatte er einen bösen Zorn im Bauch, aber er hätte es dennoch niemals fertiggebracht, einen Wehrlosen mit dem Messer zu malträtieren.
»Du spinnst, Priester«, sagte er.
Sekere, der seine Gedanken zu erraten schien, streckte ihm ganz langsam eine Hand entgegen.
»Wenn meinen Bauch du nicht als Ziel des Messers wählen willst, nimm meine Hand. Stoß zu!«
»Vielleicht will er wirklich nur etwas demonstrieren«, ließ sich Zamorra aus dem Hintergrund vernehmen. »Du kannst ja mal versuchen, seine Hand zu ritzen.«
Zögernd hob Bill das Messer, das ihm als Rechtshänder ziemlich schlecht in der linken Hand lag.
»Wenn du meinst…« Er beugte sich vor und stieß die Klinge ganz leicht in Sekeres Handballen. Er sah, wie die Spitze mehrere Millimeter in das Fleisch eindrang. Als er die Klinge dann aber zurückzog, war sie völlig unbefleckt. Auch an Sekeres Hand ließen sich keine Spuren des Einstichs feststellen.
»Tiefer!« forderte ihn der Priester auf. »Durchbohre die Hand!«
Und als Bill wieder zögerte, ergriff er selbst die Initiative und stülpte seine Innenhand förmlich über das ihm entgegengereckte Stillet. Die Klinge durchbohrte die Hand und trat zentimeterweit aus dem Handrücken heraus. Dann zog Sekere sie wieder zurück und zeigte sie vor. Nicht die Spur einer Verletzung.
Wenig später saßen die drei Männer wieder auf den Stühlen und ließen den Weinkrug kreisen.
Bill war es, der die auf der Hand liegende Frage stellte: »Warum,

Sekere, fürchtest du dich vor Neferptah? Wenn er dich weder töten noch verletzen kann…«

»Ich hab's«, warf Zamorra ein. »Du fürchtest dich vor der Magie Neferptahs! Stimmt es, Priester des Amon?«

Sekere verneinte.

»In diesem Reich gibt es allein die Magie des großen Osiris«, sagte er. »Und die ist für alle Kaas gleich.«

»Jetzt bin ich doch nicht mehr da«, machte der Historiker seinem Nichtverstehen Luft. »Dann sag uns doch endlich, wovor du so einen Bammel hast, daß du sogar uns Sterbliche um Hilfeleistung angegangen bist.«

»Gleich werdet ihr mich verstehen«, antwortete Sekere, nachdem er sich abermals durch einen tiefen Schluck aus dem Weinkrug gelabt hatte. »Ptah ist der Schutzpatron des verfluchten Pharao. Und mehrere der Dämonen der Letzten Gerichtsbarkeit sehen Ptah ebenfalls als ihren Herrn an. Trage ich Wasser in den Nil, wenn ich…«

»Verstehe, verstehe«, unterbrach der Professor. »Du fürchtest, daß sich einer der Dämonen mit Neferptah verbündet und zum Organ seiner Rache wird. Sind denn die Dämonen in der Lage, einen Kaa zu töten und in die Unendlichkeit des Nichts stürzen zu lassen?«

Sekere nickte düster. »Nur die zweiundvierzig Messer der Gerechtigkeit können einen Toten töten. Mancher Frevler ward enthauptet und…« Die Stimme versagte ihm.

In der Tat, dachte Zamorra. So gesehen hatte der gute Sekere wirklich Veranlassung, um sein Leben zu fürchten.

Eins war ihm noch unklar.

»Sekere«, sagte er. »Wie, dachtest du, könnten wir dir behilflich sein in deiner Konfrontation mit Neferptah?«

Der Amon-Priester winkte müde ab.

»Ein leerer Wahn«, gab er zu. »Der Gedanke war mir gekommen, daß die Magie des Silberglanzes den Dämonen trotzen könnte. Jetzt aber tragt ihr die Zeichen der letzten Gerichtsbarkeit. Eure Macht war nicht größer als die meine.«

Mit diesen Worten hielt er seine Füße ins Fackellicht und wies mit einer bezeichnenden Handbewegung auf sie. Die Zehen fehlten.

Messerhiebe hatten sie abgetrennt.

»Dennoch!« sagte Zamorra. »Wir werden auf Neferptah warten.«

Schließlich waren sie deshalb ins Reich des Osiris gekommen.

***

Stunde um Stunde verging, zwei Tage und zwei Nächte. Keine Spur von Neferptah, dem verfluchten Pharao, dem es zu verdanken war, daß sich Nicole im Wahnsinn krümmte. Zur Freude Sekeres, zum Leidwesen von Bill und Zamorra.

Nicole!

Sekere hatte sie gelehrt, ins Diesseits zu blicken. Es gehörte eine ungeheure mentale Kraft und ein gewaltiges Konzentrationsvermögen dazu, aber beides besaß Zamorra in hohem Maße. Bill hatte bald gepaßt, dem Professor jedoch war es gelungen.

Er hatte Madhvakrishna gesehen, der sich nach Los Angeles abgesetzt hatte. Er hatte sich selbst und Bill gesehen, scheintot auf dem Teppich in des Freundes living room liegend. Und er hatte Nicole gesehen.

Bedauernswerte Nicole. In eine Zwangsjacke geschnürt, vollgepumpt mit Drogen, flackernden Irrsinn in den Augen.

Zamorra hatte seine Gedanken in ihr Bewußtsein geschickt, hatte zu ihr gesprochen. Aber sie hatte ihn nicht erkannt, hatte nur einen neuen Tobsuchtsanfall bekommen, so daß er resignierend gezwungen gewesen war, von ihr abzulassen.

Nur die Gegenformel zu Madhvakrishnas Beschwörung konnte ihr Rettung bringen.

Am Ende des zweiten Tages reichte es Zamorra. Er war nicht gewillt, noch länger zu warten. Er wollte Neferptah haben. Jetzt! Und wenn sein Kaa dabei zerstört wurde… Schicksal.

Immerhin bestand auch die Möglichkeit, daß der Kaa des Pharaos mit sich reden lassen würde. Nicht er und Bill waren seine Feinde, sondern Sekere und seine Amon-Priester.

Entschlossen teilte er Sekere mit, daß er Neferptah nun rufen würde.

Der Amon-Priester war entsetzt.

»Hat die Vermessenheit dir den Verstand getrübt?« entrüstete er sich. »Noch kennt der Verfluchte das Grabmal des Aja-Chet nicht. Andere Priester des Amon hat das schreckliche Schicksal des Großen Nichts bereits erreicht. Achetamun fand man enthauptet vor des Djosers Pyramide. Und Beks Kopf trieb in den Fluten des blauen Wassers. Der Dämon, der Neferptah zu Willen ist, hält grausige Ernte.«

Zamorra blieb beharrlich, zeigte sich aber kompromißbereit.

»Nenne mir die Formel, die die Flüche der Ewigen Umnachtung zunichte macht«, sagte er. »Dann bin ich gerne bereit, Neferptah weiterhin in Unkenntnis über dieses Versteck zu lassen.«

»Ich kenne die Formel nicht. Nur der Gott selbst, seine Jünger…«

»Das hatten wir schon«, sagte der Professor dazwischen. »Also, du hast meine Entscheidung vernommen.«

»Du wagst es nicht!« tobte der Amon-Priester. »Ich werde dich… werde dich …«

Bill mischte sich ein.

»Was willst du, kleiner Mann?« fragte er grollend. »Uns töten vielleicht?«

Er lachte laut auf und holte das goldene Stilett, das zwei Tage zuvor als Testobjekt gedient hatte.

»Hier!« sagte er und hielt Sekere das Messer hin. »Bediene dich, tu dir keinen Zwang an!«

Sekere wußte natürlich nur zu genau, daß seine abgebrochene Drohung nichts anderes war als leerer Theaterdonner. Er machte ein böses Gesicht und wandte sich ab. Dumpf brütend starrte er auf eine Alabasterstatue, die an einer der Wände stand.

»Es sei!« sagte er nach einer Weile des Überlegens. »Mein Bleiben aber werdet ihr wohl nicht erwarten.«

»Gehe wohin es dir beliebt«, forderte ihn der Professor auf.

Sekere neigte den Kopf und schloß die Augen.

»Chemut, Chemut, Chemut, höre mich!«

Der Mann, der in dem aufwallenden Nebelkreis sichtbar wurde, fuhr entsetzt zurück, als er den Rufer erkannte.

»Sekere, ich bin dein Freund«, sagte er hastig. »Aber verstehe mich recht… Solange der Schnitter dich und die deinen mit dem ewigen Nichts bedroht … Ich wünsche dir, daß Amun deines Kaa gnädig ist.«

Und schon löste sich der Nebel auf.

Verzweifelt versuchte es Sekere erneut. Zwei weitere Männer und zwei Frauen lehnten es ebenfalls kategorisch ab, ihm die Hand zu reichen. Dann aber hatte er Glück. Ein Jüngling, fast noch ein Kind, dem das Totengericht beide Hände abgeschlagen hatte, war bereit, ihm in seinem Grabloch Unterschlupf zu gewähren.

Sekere hatte es ungeheuer eilig, durch den Kreis zu steigen. Selbst die Abschiedsworte an Zamorra und Bill schenkte er sich.

Ernst sahen sich die beiden Freunde an.

»Ich rufe ihn jetzt!« sagte Zamorra.

Bill nickte nur stumm.

»Vielleicht solltest auch du die Mastaba verlassen«, schlug der Professor vor. »Wenn Neferptah mich hört und einen Dämon mitbringt… Es genügt, wenn er einen von uns enthauptet.«

Bill war beleidigt. Er sagte nichts, sondern blickte den Professor nur vorwurfsvoll mit seinem einen Auge an.

»Gut, dann nicht«, lächelte der Professor. »Verbirg dich drüben hinter diesem Schrein. Als Überraschung für Neferptah sozusagen.«

Bill tat wie geheißen. Er humpelte zu dem ebenholzfarbenen Reliquienschrank hinüber und kauerte sich dahinter.

»Kann losgehen«, rief er dem Freund zu.

Zamorra meditierte kurz und machte sich dann bereit.

»Neferptah, Neferptah, Neferptah, höre mich!«

Augenblicklich bildete sich der Nebelkreis, lichtete sich das Zentrum.

Da war er!

Neferptah, der verfluchte Pharao.

Sekere hatte ihnen von seinen Untaten berichtet. Wie er das Land terrorisiert und seine Bewohner bis aufs Letzte ausgebeutet hatte…

Wie er jeden Widerstand mit Blut und teuflischer Magie im Keim erstickt hatte…

Und so sah er auch aus.

Groß, breitschultrig, gewalttätig. Ein Gesicht wie aus Basalt gemeißelt. Brutales Kinn, Hakennase, fliehende Stirn. Sein Schädel war kahl geschoren und zeigte große, abstehende Ohren.

Trotz der zahllosen Verbrechen, die er begangen hatte, wies sein Kaa keinerlei Verstümmelungen auf.

Zamorras Glaube an die Gerechtigkeit der Letzten Gerichtsbarkeit schwand immer mehr dahin. Der Gott Ptah schien die Seinen zu schützen.

Ein stechender Blick aus grausamen, eisigen Augen richtete sich auf den Professor. Plötzliches Erkennen blitzte in ihnen auf.

Zamorra konnte sich denken, woher ihn der Pharao kannte. Mit Sicherheit hatte er ihn im Diesseits beobachtet, nachdem Madhvakrishna sein Kaa freigesetzt hatte.

Ein breites, beinahe genüßliches Lächeln glitt über die kantigen Züge Neferptahs.

»Du wolltest mit mir sprechen, Zamorra?«

Er kennt sogar meinen Namen, dachte der Professor.

Laut sagte er: »Ja, ich wollte mir dir sprechen, Neferptah!«

Das breite Lächeln verstärkte sich noch, als der Pharao Zamorra seine Hand hinhielt.

»Komm zu mir, Freund Zamorra!« sagte er.

Der Parapsychologe schüttelte den Kopf. »Nein, sei du mein Gast!«

»Warum nicht?« antwortete Neferptah. »Warte einen Augenblick, damit ich dir ein Gastgeschenk mitbringen kann.«

Für Sekunden verschwand der Pharao aus dem Blickfeld des Nebelkreises.

Holt er jetzt seinen Dämon? überlegte Zamorra kurz. Nein, es sah nicht so aus. Der Pharao wurde wieder sichtbar. Allein.

Wieder streckte er ihm die Hand entgegen, und diesmal schlug der Professor ein. Im Stillen hatte er damit gerechnet, daß ihn Neferptah zu sich hinüberziehen würde. Demgemäß stützte er sich an einem kleinen Zierpfeiler ab. Aber der erwartete Ruck blieb aus. Der verfluchte Pharao schritt durch den Kreis und betrat die Mastaba Aja-Chets. Der Nebel löste sich auf.

Zamorra ließ die Hand seines Gastes los. Im gleichen Augenblick erkannte er das Gastgeschenk. Neferptah hatte, als Cr durch den Kreis kam, die andere Hand auf dem Rücken gehalten. Jetzt zeigte er sie wieder offen vor. Sic hielt tin großes Messer umklammert. Lapislazuli, Smaragde, Rubine funkelten.

Der Professor kannte diese Art Messer aus eigener, leidvoller Erfahrung.

Ein Dämonenmesser!

Neferptah benötigte gar nicht die aktive Mittäterschaft eines Dämonen.

Einer der Gerichtsknechte hatte ihm sein Verstümmelungsinstrument zur Verfügung gestellt. Neferptah konnte sein Rächerhandwerk persönlich ausführen.

Instinktiv wich Zamorra ein paar Schritte zurück.

»Willst du mich töten, Pharao? Warum? Was tat ich dir?«

»Ich vergesse nichts, Magier mit dem Silberglanz, der du jetzt so klein und häßlich bist wie der letzte Leichenwäscher. Du warst im Begriff, aus dem Gefängnis mich zu befreien, wandtest dich dann aber gegen mich. Dies wirst du mir büßen. Im ewigen Nichts wird dein Bewußtsein verlöschen wie eine Kerze im Wind.«

Drohend und mit vor Selbstsicherheit strotzender Siegermiene trat er näher.

»Aber nicht sogleich«, fuhr er fort. »Zuerst sollst du mir nennen den Schlupfwinkel des ruchlosen Sekere.« Seine Stimme hob sich.

»Du weißt, wo er sich verbirgt, der feigste der Feigen. Gestehe es!«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, antwortete Zamorra.

Ein tückischer Glanz trat in Neferptahs Augen.

»Ein Lügner bist du, wie dein hinkendes Bein beweist. Unbelehrbar offenbar. So merke an, Zamorra: Lügen haben kurze Beine!«

Und ehe es sich der Professor versah, stieß der Pharao ansatzlos mit seinem gewaltigen Messer zu und bohrte die Klinge in den unverletzten Oberschenkel Zamorras.

Der Schmerz raubte ihm beinahe das Bewußtsein, hinderte ihn daran, nach der Hand des Schlächters zu greifen.

Neferptah zog die Waffe aus dem gepeinigten Fleisch.

»So sprich, Verlogener«, schrie er. »Wo hält der Ruchlose sich verborgen? Sehr wohl weiß ich, daß gemeinsame Sache ihr macht. Sonst wärest du nicht hier im Reiche des Osiris.«

Es kostete den Professor große Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Zwar schloß sich die Wunde bereits wieder und hörte auf zu bluten, aber die Verletzung als solche, die Verletzung des Muskels, blieb.

Zamorra wankte, aber er fiel nicht. Im Fleische nicht und im Geiste nicht.

»Nichts wirst du von mir erfahren, blutgierige Bestie, die du bist!«

»Ah!« machte Neferptah. »Du lästerst mich, Verstößt erneut wider die höchste Ordnung, deren Hüter auch wir gottähnlichen Pharaonen sind. Der Raub einen Auges lehrte dich nichts. Wohlan! Sehen wir, ob völlige Blindheit deine Zunge zu hüten vermag.«

Wieder stieß er mit dem Dämonenmesser zu. Genauso schnell und ansatzlos wie beim ersten Mal. Aber jetzt war Zamorra nicht unvorbereitet. Er zog den Kopf ein, so daß die Waffe über seinen

Scheitel strich. Dann packte er das Handgelenk des Angreifers und zog Neferptah ganz dicht an sich heran. Beide stürzten zu Boden.

Stark war er, der Pharao, stark wie ein Bär. Aber er besaß nicht die unüberwindliche Kraft der Dämonen. Zamorra war ein hervorragender Kämpfer. Sein Paa war durch die Beinverletzungen und den Verlust eines Auges gehandikapt, aber er glich diesen Nachteil durch seine Routine und Technik aus.

Wo Neferptah mit brutaler Kraft arbeitete, konterte er mit Finesse.

Ineinander verkrallt rollen sie über den Steinboden. Noch hielt der Pharao sein tödliches Messer umklammert. Der Professor gab ihm jedoch keine Gelegenheit, es einzusetzen. Er hielt den Messerarm auf Distanz.

Wahrscheinlich hätte Zamorra den Zweikampf gewonnen. Aber dies war letzten Endes nicht erforderlich.

Bill Fleming griff in den Kampf ein und bereitete ihm ein schnelles Ende. Wie eine Springmaus kam er hinter seinem Schrein hervor und stürzte sich in das Getümmel. Hart setzte er seinen Fuß auf die Hand Neferptahs, die das Messer hielt, verlagerte sein gesamtes, nicht unbeträchtliches Gewicht auf die Ferse. Diesem Druck konnte der Pharao nicht widerstehen. Das Messer entglitt seinen kraftlos werdenden Fingern. Es wurde eine leichte Beute für den Historiker.

»Aufhören!« brüllte er. Und als Neferptah nicht sofort hören wollte, versetzte Bill ihm mit der flachen Seite des Messers einen harten Schlag in den Rücken.

Das genügte. Der Pharao ließ von Zamorra ab.

»Aufstehen!« befahl Bill.

Jetzt brav wie ein Lamm kam Neferptah auch dieser Aufforderung nach. Wahnsinnige Wut tobte in seinen Augen, aber sein Gesicht war aschfahl geworden. Die Angst hatte Besitz von ihm ergriffen, ließ ihn beinahe zittern. Wie so viele Menschen, die mit dem Messer in der Hand stark waren wie ein Gott, hatte er sich angesichts einer Messerspitze, die auf ihn gerichtet war, in ein furchtsames Opfertier verwandelt.

Der Professor war jetzt ebenfalls wieder auf den Beinen und bedachte Bill mit einem dankbaren Blick.

»Du hast mir ein gutes Stück Arbeit abgenommen«, sagte er anerkennend.

Fleming nickte nur. »Du wolltest unseren Freund etwas fragen, Zamorra.«

»Genau!«

Der Professor wandte sich an den jetzt gar nicht mehr imposanten Pharao, fragte ihn, was er zu fragen hatte.

Neferptah riß sich zusammen, machte heroische Ansätze.

»Niemals werde ich…«

Bill piekte ihn ganz sacht in den Bauch. Ein einziges Blutströpfchen trat hervor. Aber dieses reichte vollauf aus. Wie ein Quell sprudelte der Pharao die Formel hervor, die die Flüche der Ewigen Umnachtung aufheben würde. Er war sogar liebend gerne bereit, alles noch einmal zu wiederholen, als Zamorra, um ganz sicher zu sein, ihn dazu aufforderte.

»Und nun?« fragte Bill anschließend. »Schicken wir ihn ins ewige Nichts?«

Neferptah zitterte jetzt wirklich.

»Bitte, ich habe alles gesagt, was ihr wissen wolltet. Ihr könnt nicht… dürft nicht …«

Er widerte Bill an. Der Kerl hätte es wirklich verdient gehabt, daß man ihn in die Unendlichkeit schickte. Aber Bill war ein Mensch, auch als Kaa. Er brachte es nicht fertig, den Pharao seiner gerechten Strafe zuzuführen.

»Da, marsch in die Ecke!« befahl er Neferptah und zeigte zum Schrein hinüber. »Wir werden uns überlegen, was wir mit dir anfangen.«

Der Pharao beeilte sich, folgsam sein zu dürfen.

Diese Maßnahme entpuppte sich als schwerwiegender Fehler. Bill und Zamorra unterhielten sich noch darüber, was sie nun wirklich mit ihrem Gefangenen anstellen sollten, als dieser ihnen die Qual der Wahl abnahm.

Ganz plötzlich zeigte sich in der Schreinecke ein Nebelkreis. Neferptah hatte ihre momentane Unaufmerksamkeit genutzt und einen Verbündeten gerufen, der ihm bereits seine helfende Hand entgegenstreckte.

Neferptah, auf Grund der neuen Situation schon wieder ganz obenauf, verabschiedete sich mit einer Drohung:

»Wir sprechen uns wieder, wenn ihr auf immer in diesen Gefilden weilt!«

Noch ein gemeines Lächeln, dann trat er in den Kreis hinein, der sich sofort darauf auflöste.

***

Madhvakrishna hatte eine Suite im Hilton von L. A. bezogen. Die Sonne Kaliforniens zeigte ihr strahlendstes Gesicht, ließ sogar den Smog vergessen. In jeder Beziehung war die Atmosphäre freundlich. Was das Wetter anbetraf, und auch was die Menschen anbetraf.

Dennoch fühlte sich der Guru nicht wohl. Das ständige Gefühl, doch nicht genug Meilen zwischen sich und Professor Zamorra in New York gelegt zu haben, beunruhigte ihn sehr.

Ja, er gab es sich selbst gegenüber offen zu. Er hatte Angst vor dem Professor. Noch immer sah er überdeutlich die Szene in der Bar des

Hilton New York vor sich.

Der magische Trick, den er von dem Geist aus dem Sarkophag gelernt hatte, war erstklassig gewesen. Zamorras Sekretärin hatte hervorragend darauf angesprochen, innerhalb weniger Sekunden. Der Professor selbst jedoch… Die Beschwörung war von ihm abgeprallt wie Regentropfen von einer Fensterscheibe.

Der Mann war noch gefährlicher, als er ursprünglich gedacht hatte. Und jetzt, nachdem er das Mädchen ins Land des Wahnsinns geschickt hatte, konnte er ganz sicher sein, daß sich der Professor unerbittlich an seine Fersen heften würde.

War Los Angeles weit genug weg?

Immer wieder dieser verzehrende Gedanke.

Dann wurde ihm plötzlich wieder überraschende Hilfe zuteil.

Er wollte gerade in den Grill Room hinuntergehen, als die Stimme Neferptahs in seinem Bewußtsein explodierte.

Madhvakrishna schwankte zwischen Ärger und Befriedigung. Ein paarmal hatte er Neferptah gerufen, ohne jedoch Antwort zu bekommen. Er hatte sich bereits ein bißchen damit abgefunden, daß der von ihm Befreite sein Versprechen, ihm jederzeit hilfreich zur Seite zu stehen, ad acta gelegt hatte.

Sein Ärger legte sich jedoch schnell, als er hörte, was ihm Neferptah zu sagen hatte.

Zamorra lag hilflos in einer New Yorker Wohnung, sein Geist in einer anderen Dimension.

Das war die große Chance!

Ein bewußtloser Magier besaß keine Macht. Selbst ein Kind konnte ihn zum Spielball seiner Laune machen. Und er, Madhvakrishna, war ganz bestimmt kein Kind.

Genauestens erkundigte er sich bei Neferptah nach Örtlichkeit und Umständen. Er bekam erschöpfende Auskunft, wobei er den Eindruck hatte, daß Neferptah mehr daran lag, Zamorra auszuschalten, als seinem Befreier gefällig zu sein.

Egal!

Nicht auf das Motiv, auf die Tat kam es an.

Neferptah drängte zur Eile. Die Hilflosigkeit Zamorras war zeitlich begrenzt. Es kam auf jede Stunde an.

Der Guru schätzte Menschenleben zwar gering, war aber von seinem ganzen Naturell her nicht eigentlich ein Mörder. Im Falle des Professors jedoch sah die Sache anders aus. Der Mann mußte weg.

Damit er endlich seine Ruhe wiederfinden konnte.

Jetzt oder nie!

Kaum war die Stimme in seinem Bewußtsein verklungen, als sich Madhvakrishna auch schon rüstete. Vergessen war der Wunsch nach einem saftiger Porterhouse-Steak.

Er ging zum Telefon, um sich nach der nächsten Flugverbindung nach New York zu erkundigen.

***

»Es ist wohl nicht ratsam, daß wir noch länger in diesem Mausoleum bleiben«, sagte Professor Zamorra. »Die Wahrscheinlichkeit, daß Neferptah über kurz oder lang hier wieder auftaucht, mit einem Schwarm von Dämonen im Gefolge, ist gar nicht mal so gering.«

Bill Fleming stimmte ihm voll und ganz zu.

»Also raus hier«, schlug er vor. »Wie? Zu Fuß?« Er zeigte auf die rechteckige Öffnung in einer der Wände, von der sie wußten, daß sie die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht hielt.

»Ich bin nicht so gut zu Fuß«, gab Zamorra zu bedenken. »Nicht alle sind so erstklassig dran wie du und haben ein gesundes Bein. Außerdem besteht die Gefahr, daß Neferptah die nähere Umgebung absucht. Wir sollten uns also schon etwas weiter entfernen. Rufen wir einfach Sekere.«

»Du glaubst, der meldet sich und reicht uns die Hand?«

»Wird sich zeigen. Immerhin haben wir eine Siegestrophäe vorzuzeigen. Das sollte ihm doch imponieren.« Bekräftigend hielt er das Dämonenmesser hoch in die Luft.

Sekere meldete sich, wenn auch erst beim dritten Kontaktversuch.

Und er machte keine Anstalten, ihnen eine Hand entgegenzustrecken.

»Was wollt ihr?« fragte er. »Strebt ihr danach, in eine Falle mich zu locken?«

Zamorra zeigte ihm das Messer. Der Amon-Priester erbleichte, als er erkannte, aus welcher Schmiede die Klinge stammte.

»Wie… was …«, stotterte er verständnislos.

Der Professor erklärte ihm den Sachverhalt. Als Sekere immer noch zögerte, wollte Zamorra das Verfahren abkürzen und auch ohne Handreichung in den Nebelkreis hineingehen. Er mußte jedoch feststellen, daß dies nicht möglich war. Ohne direkten Kontakt von Kaa zu Kaa erwies sich der Nebel als undurchdringliche Barriere.

Sie mußten noch mehrere Minuten argumentieren, ehe der Amon-Priester davon überzeugt war, daß sie keine gemeinsame Sache mit Neferptah machten. Endlich holte er sie.

Die Behausung, in der sie sich wiederfanden, war kümmerlich.

Kaum mehr als ein Loch mit einer Decke darüber. Durchmesser etwa drei mal drei Meter. Ein Armengrab.

Sekere wurde nervös, als sich nun zweifelsfrei herausstellte, daß Zamorra und Bill den verfluchten Pharao tatsächlich in die Flucht geschlagen hatten.

Am meisten war er davon beeindruckt, daß es ihnen gelungen war, das Dämonenmesser in ihren Besitz zu bringen.

»Gebt es mir«, sagte er mit flackernden Augen. »Mit Hilfe des Messers der Gerechtigkeit werde ich dem Verfluchten den Garaus machen.«

Hiervon wollte der Professor nichts hören. Sekere war nicht unbedingt ein Charakter, dem man bedenkenlos ein solches Machtmittel in die Hand geben konnte. Er weigerte sich kategorisch, die Waffe abzugeben. Sekere reagierte sehr unwirsch, beschimpfte sie und wünschte sie ins Ewige Nichts, was Zamorras Meinung über seinen Charakter nur bestätigte. Erst als Bill ihm androhte, eine seiner Ohrläppchen mit einem kleinen Loch zu versehen, hörte er mit seinem Gezeter auf. Beleidigt verließ er das Grab, möglicherweise um der Sonne sein Leid zu klagen.

Da auch der Jüngling, dem das kärgliche Domizil wohl gehörte, nicht anwesend war, blieben Zamorra und Bill allein zurück. Sie hatten inzwischen einen aufrechten Hunger entwickelt und bedienten sich deshalb von den Essensvorräten, die sie auf einem Steinblock sahen. Es gab nur einen undefinierbaren Brei, der genauso schmeckte wie er aussah. Die Grabbeigaben des jungen Mannes paßten haargenau in das Gesamtbild.

Für sie ging es jetzt eigentlich nur noch darum, den nächsten Tag und die nächste Nacht möglichst ohne größere Anstrengungen und Aufregungen herumzubekommen. Sie hatten ihr Ziel erreicht: Die Beschwörungsformel, die Nicole wieder zu einem normalen Menschen machen würde, war in ihrem Besitz. Und nach Ablauf der drei Tage und Nächte der Ewigkeit würden ihre Körper in New York zu neuem Leben erwachen und ihre Kaas wieder in sich aufnehmen.

»Schlafen wir etwas«, schlug Bill vor.

»Auf diese Weise geht die Zeit am schnellsten vorüber.«

Zamorra fand den Vorschlag gut, zumal ihn der Kampf mit Neferptah doch angestrengt hatte. Der Kaa spürte physische Beanspruchung nicht weniger als der menschliche Körper.

So legten sie sich in eine Ecke und schliefen. Daß Sekere die Gelegenheit benutzten würde, um sich des Dämonenmessers zu bemächtigen, fürchtete der Professor nicht. Er hatte einen ungemein leichten Schlaf und würde sofort aufwachen, wenn sich jemand unsachgemäß an ihm zu schaffen machte.

Sekere belästigte sie nicht. Aber auch ohne diese Störung schlief Zamorra nur sehr schlecht. Das Gefühl, irgend etwas Wesentliches übersehen zu haben, plagte ihn. Lange Zeit war es nur Gefühl, dann aber wurde auf einmal handfeste Ahnung daraus: Die Abschiedsworte Neferptahs waren es: »… wenn ihr auf immer in diesen Gefilden seid!«

Der Pharao hatte ihm auf den Kopf zugesagt, daß Sekere und er unter einer Decke stecken, hatte also gewußt, daß sie freiwillig hier waren. Neferptah kannte die Ewigkeit der drei Tage und Nächte sicherlich ebenso gut wie der Amon-Priester. Folglich konnte er sich denken, daß

ihre Körper in einem scheintoten Zustand im Diesseits ruhten. Hilflos gewaltsamen Attacken ausgeliefert!
Heftig setzte sich Zamorra auf.
Neferptah hatte im Diesseits einen Helfershelfer.
Madhvakrishna!
Er hätte sich ohrfeigen können, daß ihm diese Überlegung nicht früher gekommen war. Wenn ihre Körper getötet wurden, würden ihre Kaas tatsächlich auf immer in den Gefilden des Osiris'-schen Totenreichs verweilen.
Ein erschreckender Gedanke!
Zamorra lehnte sich wieder zurück, schloß die Augen. Konzentration, Konzentration! Er mußte Madhvakrishna finden, mußte herausfinden, was der Guru gerade tat.
Er sandte seine Gedankenströme durch die Dimensionen, wie er es von Sekere gelernt hatte.
Und er schaffte es wie zuvor. Er sah den Inder.
Madhvakrishna war bereits in New York!
Soeben verließ er den Flughafen, stieg in eine Taxe. Über sein Ziel konnte es kein großes Rätselraten geben.
Eisig lief es Zamorra über den Rücken.
Was konnte er tun? Was konnte er nur tun?
Zusehen, wie Madhvakrishna seinen Körper tötete? Sich in das Bewußtsein des Guru versetzen und versuchen, ihm seine Absicht auszureden? Der Guru würde sich nur ins Fäustchen lachen.
Sieh in das Bewußtsein eines Polizisten versetzen und ihm zu verstehen geben, daß ein Mörder unterwegs war? Der Polizist würde höchstwahrscheinlich ein paar Schnäpse kippen oder gleich zu einem Psychiater gehen.
Was konnte er tun?
Er weckte Bill. Der Freund kam schlaftrunken hoch, war aber sofort hellwach, als ihm der Professor erzählte, was los war. Audi ihn überkam das große Entsetzen.
»Für immer in diesem Totenreich? Nein, es darf einfach nicht sein!«
Fieberhaft überlegten sie. Zwischendurch nahm Zamorra erneut Kontakt mit Madhvakrishna auf. Seine Taxe näherte sich bereits dem Queens Midtown Tunnel.
Nicht mehr weit…
Dann plötzlich hatte der Professor eine Idee. Eine verzweifelte Idee, deren Ausführung möglicherweise das genaue Gegenteil des Angestrebten heraufbeschwören würde. Aber die Idee barg das Minimum einer Chance. Der letzten Chance!
»Ich rufe Osiris!« sagte er.
Bill riß sein Auge auf. »Was tust du?«
»Ich rufe den Herrn dieses Totenreichs hier an. Nach dem Glauben

der alten Ägypter ist Osiris ein gütiger Gott. Und wenn sein Totengericht uns auch reichlich hart vorkommt… Vielleicht weiß er gar nicht, daß einer oder mehrere seiner Dämonen gemeinsame Sache mit Neferptah machen? Vielleicht ist er doch gerecht und erweist sieh als dankbar, wenn wir ihn auf Fehler in seinem System aufmerksam machen?«

»Du bist verrückt«, sagte Bill aus tiefster Überzeugung. Dann aber fügte er gedankenvoll hinzu: »Aber vielleicht hast du recht. Verrückten und kleinen Kindern passiert selten etwas.«

Professor Zamorra rief Osiris. Seine stille Befürchtung, daß es der Gott als unter seiner Würde ansehen würde, sich von einem Kaa anrufen zu lassen, war unbegründet.

Ein Kreisnebel entstand. Größer, wallender, schillernder als gewohnt. Im Zentrum des Nebels zeigte sich der grüngesichtige Gott auf seinem Thron.

»Wer erkühnt sich, mich zu rufen?« donnerte er mit Stentorstimme. Aber in seinen Augen, tief wie ein Bergsee, lag keine Todesdrohung.

Zamorra berichtete. Er berichtete von Neferptah, dem tyrannischen Pharao, der sein Volk geknechtet hatte und doch ohne Blessuren ins Totenreich eingezogen war. Berichtete, daß Neferptah mit Dämonenhilfe einen privaten Rachefeldzug in Osiris Reich führte.

Berichtete, daß Neferptah sich in die Geschicke des Diesseits einmischte und Mordaufträge erteilte. Und er berichtete von sich und Bill, offen, ehrlich und ohne alle Ausflüchte. Zum Schluß vertraute er sich der Gerechtigkeit des Gottes an und hielt ihm das Dämonenmesser als Zeichen seiner Aufrichtigkeit hin.

Osiris nahm das Messer entgegen, sagte aber noch nichts. In seinen Augen blitzten Irrlichter.

Zamorra beugte sich zur Seite, sah Bill an.

»Sprich du weiter mit ihm«, sagte er. »Osiris ist ein Gott, dessen Macht über die Dimensionen hinausgeht. Erbitte die Gnade, daß er die Ewigkeit der drei Tage und Nächte vorzeitig für uns enden läßt.«

Während Bill nickend seine Bereitschaft erklärte, konzentrierte sich der Professor wieder auf Madhvakrishna.

Erschrocken stellte er fest, daß der Guru bereits, das Hochhaus erreicht hatte, in dem Flemings Wohnung lag. Jetzt stieg er die Eingangstreppen empor, ging zum Aufzug, wartete. Die Kabine kam, und der Inder trat ein. Schnell, viel zu schnell, glitt der Lift nach oben, hielt. Madhvakrishna stieg aus, ging mit zielsicheren Schritten den Korridor entlang, blieb vor Bills Wohnungstür stehen. Er griff in die Tasche und holte einen Bürstenschlüssel hervor. Die Tür sprang auf. Der Guru trat ein, schlich vorsichtig durch die Diele, erreichte den living room.

Zamorra sah sich selbst und Bill auf dem Teppich liegen, sah wie

Madhvakrishna ganz nahe an die reglosen Körper herantrat, wieder in die Tasche langte, triumphierend lächelnd einen Browning zückte und sich niederbeugte.

Er schloß die Augen…

… und öffnete sie wieder, sah wie sich die Browningmündung seiner Schläfe näherte.

Gedankenschnell fuhren seine Hände nach oben, packten die Killerhand, drehten sie weg.

Ein Schuß löste sich, traf den Mann aus Indien mitten in die Stirn.

Mit einem Ausdruck unsagbaren Erstaunens, in das sich das nackte Entsetzen mischte, kippte Madhvakrishna zur Seite und blieb still in verkrümmter Haltung liegen.

Bill Fleming hatte sich aufgesetzt. Leise pfiff er durch die Zähne.

»Lieber Himmel, das war knapp!«

Zamorra lächelte. »Alles nur, weil du so ein umständlicher Verhandlungsführer bist. Was hat Osiris gesagt?«

»Gesagt hat er eigentlich nicht viel. Nur, daß einige Köpfe rollen werden und wir ruhig öfter mal vorbeikommen könnten, um seinen Saustall auf Vordermann zu bringen. Zu seiner Ehre muß ich erklären, daß er sich allerdings etwas gewählter ausgedrückt hat.«

Ganz plötzlich klatschte Bill in die Hände.

Der Professor hob verwundert die Augenbrauen.

»Was war das?« erkundigte er sich. »Spendest du dir selbst Beifall?«

»Nicht eigentlich. Ich wollte nur mal ausprobieren, wie es ist, wenn man zwei Hände hat.«

***

Einen Pluspunkt verdiente sich Neferptah, der inzwischen wahrscheinlich längst das große Vergessen im Nichts gefunden hatte, doch noch.

Seine Formel gegen die Flüche der Ewigen Umnachtung war ein voller Erfolg.

Kaum hatte Zamorra das letzte magische Zeichen vollendet, als sich Nicoles gräßlich verzerrtes Gesicht auch schon entspannte.

Große, verwunderte Augen umfingen den Professor.

»Chef, was ist passiert? Mir ist, als sei ich unendlich weit weg gewesen.«

Zamorra beugte sich nieder und küßte sie sanft auf die Stirn.

»Nicht so weit wie wir«, sagte er lächelnd.

***ENDE***